



Frauen in der Migration

-freiraumbezogene Bedürfnisse und Wünsche
von Migrantinnen in Bremen-Nord und
Folgerungen für die Freiraumpolitik

Photo Titelblatt: Dr. Siegfried Lörcher

Bewandtnis: Das Photo stellt ein modernes Denkmal der norwegischen Legendenfigur ‚Pillarguri‘ dar. 1612 zog ein schottisches Söldnerheer seine blutige Spur durch das Gudbrandstal (Rondane Nationalpark). Guri, ein junges Mädchen aus Otta entdeckte das Heer vom ‚Pillarguri‘-Gipfel, von dem aus das ganze Tal überblickt werden konnte. Mutig stieß sie in ihr Horn und konnte so ihr Dorf rechtzeitig warnen. Südlich von Otta auf einem schmalen Pfad oberhalb des Laagen-Flusses konnten die an sich untrainierten und kaum bewaffneten Talbauern mit Hilfe Guris ‚Weitsicht‘ und Hornsignalen das fremde Heer in einen Hinterhalt locken und aufreiben.

Frauen in der Migration
Freiraumbezogene Bedürfnisse und Wünsche von
Migrantinnen in
Bremen-Nord und Folgerungen für die
Freiraumpolitik

Diplomarbeit
am Institut für Landespflege und Naturschutz der Universität Hannover
sowie
am Fachbereich 13 der Universität Kassel

Bearbeiterin:
Hester M. Eick 19 33 231

Betreuerinnen:
Dr. Roswitha Kirsch-Stracke
Prof. Dr. Maria Spitthöver

Hannover
01.Juli 2004 – 31. Oktober 2004

Vorwort	5
Zusammenfassung	7
1. Einleitung	9
1.1 Motivation	11
1.2 Zielsetzung	12
1.3 Vorgehensweise	12
2. Multikulturalität als Herausforderung heutiger Freiraumplanung in Deutschland	15
2.1 Ursachen der Multikulturalität	17
2.2 Feministische Raumplanung: ein historischer Rückblick	23
2.3 Zur Situation von Menschen mit Migrationshintergrund	26
2.4 Zur besonderen Situation von Migrantinnen	36
3. Analyse I: Expertinnen-Befragung	43
3.1 Untersuchungsfragen	45
3.2 Expertinnenportraits I + II	50
3.3 Die Sicht der Fachfrauen	53
3.4 Zusammenfassung der Ergebnisse	64
4. Analyse II: Workshop mit Migrantinnen	67
4.1 Die Grohner Düne	69
4.2 Arbeitsthesen	76
4.3 Durchführung des Workshops	78
4.4 Kritische Reflexion des Workshops	91
5. Fazit	95
5.1 Zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse	97
5.2 Folgerungen und Forderungen an die Freiraumpolitik	108
Quellen	117

Danksagung

Neben dem Dank, der vielen gebührt, will ich dennoch insbesondere folgenden Personen öffentlich danken:

Meiner Mutter Maria von Bismarck, Sabine Bütow sowie meiner Freundin Silke Schlegelmilch für Unterstützung und Korrekturlesen, letzterer außerdem für die Assistenz während des Workshops.

Renate Siegel, Lokale Koordinierungsstelle des Landes Bremen (Soziale Stadt), für ihre freundliche Aufnahme in der ‚Tivoli-Runde‘ für die Vorstellung meines Vorhabens und zum Kontakte knüpfen.

Eva Storck-Treudler (Quartiersmanagerin in Bremen-Grohn) für ihre tatkräftige und herzliche Unterstützung.

Allen Interviewpartnerinnen, die sich viel Zeit genommen haben, um meine Fragen zu beantworten: Dr. Christa Müller, Eva Storck-Treudler, Renate Weber, Sibylle Nass, Nehaja Abid, Hülya Feise.

Den Teilnehmerinnen des Workshops für ihr Engagement und ihre Offenheit.

Meinen beiden Betreuerinnen Dr. Roswitha Kirsch-Stracke und Prof. Dr. Maria Spitthöver für meine nicht immer einfache Betreuung aus der Ferne.

Einen herzlichen Dank auch an meinen Hund, der es schaffte, zwischendurch den Resetknopf meines Rechners zu drücken...

Vorwort

Erstaunt stellte ich während meiner Themenfindung fest, wie wenig interessiert sich einige AnsprechpartnerInnen zeigten, wenn ich erklärte, dass ich meine Diplomarbeit in den Kontext feministischer Wissenschaften zu stellen gedenke.

„Geschlechterfrage? Symbolcharakter von Formen, Farben und Objekten in der Freiraumplanung? Hat es alles schon gegeben, ist nicht mehr aktuell - ob ich mir nicht eher etwas mit Wasser vorstellen könnte?“

Mittels ‚Genderplanning‘ scheint heutzutage Frauenforschung nicht mehr als aktuell bedacht zu werden.

Frau trägt jetzt schwarz, lila ist out.

Bei der Feststellung, dass dieses oder jenes Thema bereits veraltet und nicht ‚in‘ sei, blieb es meist. Es gab selten den Versuch das ‚in‘-Sein der derzeit ‚aktuellen‘ Themen zu hinterfragen, etwa von wem sie in den Vordergrund gestellt würden?!

Stattdessen wurde der Studentin das Gefühl vermittelt, nicht am Puls der Zeit zu sein, sich im Gegenzug um ein abgegriffenes Thema zu bemühen, das unlängst ausdiskutiert worden sei - und zwar bereits von einer anderen Generation.

Erfreulicher Weise geht es auch anders. Die Autorin bedankt sich ganz herzlich für die Unterstützung, die sie bei ihren beiden Betreuerinnen Dr. Roswitha Kirsch-Stracke und Prof. Dr. Maria Spitthöver erfuhr. Diese beiden Wissenschaftlerinnen erklärten sie nicht für verrückt und spätemanzipiert, sondern setzten sich konstruktiv mit ihrem Anliegen auseinander.

Die weibliche Studentenschaft bräuchte mehr dieser Initiativen und Vorbilder, um sich mittels ihrer Hilfestellung, einen eigenen Weg durch die Freiraumplanung bahnen zu können.

Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit der Frage nach den Bedürfnissen und Wünschen von Migrantinnen an den öffentlichen Freiraum. Das Grundlagenkapitel erläutert, dass Migration an sich kein neues Phänomen unserer Gesellschaft darstellt, sondern dass es sich um ein altbekanntes und weltweit existierendes Phänomen handelt. Die jahrzehntelange Weigerung der deutschen Regierungen ist mitverantwortlich für die Zähigkeit der Integrationsprozesse von MigrantInnen und deutschen BürgerInnen. Zahlreiche Benachteiligungen auf unterschiedlichen Ebenen wie dem Wohnungsmarkt, der Arbeitssituation, der Stellung in der deutschen Gesellschaft sowie rechtlicher Besonderheiten werden in der Arbeit dargestellt wie auch Schwierigkeiten bei Identifikation, Orientierung und Heimatgefühl.

Neben dieser Schilderung der allgemeinen Lage von MigrantInnen werden im Rahmen der Arbeit speziell die Bedürfnisse und Wünsche von Migrantinnen thematisiert; ihre Stellung in der Gesellschaft, ihr Heimatverlust und ihre Identifikationsmöglichkeiten mit ihrer hiesigen Umwelt.

Hierbei wird deutlich, dass Migrantinnen neben den Benachteiligungen, denen sich Migranten und deutsche Geschlechtsgenossinnen ausgesetzt sehen zusätzliche Benachteiligungen erfahren. Sie werden nicht nur aufgrund ihres Geschlechts benachteiligt, sondern auch aufgrund ihres Migrationshintergrundes. Zudem erfahren Migrantinnen islamischer Religion oft deutliches Misstrauen seitens einer christlich geprägten deutschen Kultur.

Mittels Befragungen von Wissenschaftlerinnen, Koordinatorinnen und gesellschaftlich aktiven Migrantinnen können viele Bedürfnisse und Wünsche seitens Migrantinnen an ihren Freiraum beschrieben werden. Neben Forderungen z.B. nach eigenen Frauenräumen kristallisieren sich durch die Antworten der Fachfrauen konkrete Bedürfnisse und Wünsche von Migrantinnen heraus. Hierbei handelt es sich z.B. um Sitzmöglichkeiten wie gruppierte Parkbänke, viel Grün und leicht erreichbare, sichere Kinderspielplätze.

Insbesondere in Verbindung mit den Ergebnissen aus einem Workshop mit einer Bewohnerinnengruppe aus der Grohner Düne und Vegesack stellt die Arbeit die existenzielle Bedeutung des nicht-kommerziellen öffentlichen Freiraums für Migrantinnen dar. In erster Linie geht es in der direkten Wohnumfeldsituation den Migrantinnen darum, überhaupt auf solche Räume zurückgreifen zu können, da ihnen der Zugang zu kommerziellen öffentlichen Freiräumen aufgrund kultureller Besonderheiten meist untersagt ist.

Aufgabe der Freiraumpolitik ist es, sich u.a. für den Erhalt der nicht-kommerziellen öffentlichen Freiräume einzusetzen. Wird im Grundlagenkapitel zwar auf eine hohe Rückkehrquote seitens der Migrantinnen und Migranten hingewiesen, ist auch sozial schwachen Deutschen aufgrund ihrer wirtschaftlichen Lage der Zugang zu kommerziellen

öffentlichen Freiraum oft versagt. Der Erhalt nicht-kommerzieller öffentlicher Freiräume käme darum auch anderen NutzerInnengruppen zugute.

Die vorliegende Arbeit stellt hierbei die besonderen Qualitäten von nicht-kommerziellen öffentlichen Freiräumen insbesondere für den schwierigen Prozess der Integration seitens MigrantInnen und BürgerInnen dar. Unter anderem durch Neutralität und allgemeine Zugänglichkeit bietet gerade dieser Raum, wenngleich seine Existenz durch die fortschreitende Globalisierung gefährdet ist, die Plattform, Integrationsprozesse in qualitativer Art und Weise zu initiieren und zu begleiten.

1. Einleitung

Motivation 1.1

Wir leben heutzutage in einer multikulturellen Welt, in der Flexibilität, Mehrsprachigkeit, Reflexionsfähigkeit und Sensibilität für andere Kulturen wichtig sind. Das Zeitalter der Globalisierung rückt Kontinente, Staaten und Regionen immer näher zusammen. Wie selbstverständlich setzten sich TouristInnen, ManagerInnen und andere Menschen unterschiedlichster Nationalitäten in ein Flugzeug, um alsbald Tausende von Kilometern entfernt von der Heimat an einem anderen Ort anzukommen. Migrationsbewegungen zwischen den Kontinenten, zwischen verschiedenen Welten für kürzere oder längere Dauer sind schon lange Alltagserscheinungen in der Welt des 21. Jahrhunderts.

In deutschen Städten und Gemeinden leben seit vielen Jahrzehnten die unterschiedlichsten Kulturen neben- und miteinander. Und auch wenn sich die Bundesrepublik lange weigerte, von sich als ‚Einwanderungsland‘ zu sprechen, konnte die Existenz der MigrantInnen auf den Straßen nicht negiert werden. In der Migrationssoziologie gibt es zahlreiche Studien zu unterschiedlichen Migrationsformen und ihre Auswirkungen auf globaler, nationaler und regionaler Ebene.

Es existieren jedoch nur vereinzelte neue Statistiken, die geschlechtsspezifisch geführt sind. Frauen wurden in der Migrationsforschung nicht weiter thematisiert - dabei sind auch sie Teil der Bevölkerung, Bewohnerinnen unserer Städte und Dörfer. Sie existieren - in ihren Wohnungen, auf unseren Straßen, auf Marktplätzen oder im Supermarkt. Sie sind vorhanden und bewegen sich im öffentlichen Raum, sie sind nicht wegzudenken aus dem heutigen Straßenbild. Sie bringen aufgrund ihrer ganz eigenen Erfahrungen andere Qualifikationen mit als männliche Migranten. Insbesondere wenn man Flexibilität, Organisationstalent, Sensibilität und sprachliches Talent als weibliche Qualitäten definiert, wird deutlich, dass es sich bei diesen Qualifikationen um jene handelt, die in der Zeit der Globalisierung gefordert und von Migrantinnen oft mitgebracht werden.

Bedenkt man das Fortschreiten von Globalisierung und europäischen Erweiterungsvorstellungen erfährt Migration und damit das in Erscheinung treten von MigrantInnen auch in Deutschland zukünftig eher eine Verstärkung als eine Abschwächung. Dies bestätigt, was Europa betrifft, z.B. auch Stolpe (2003: 1) wenn er im Weser-Kurier schreibt: „(...) Mit der EU-Osterweiterung wird Deutschland noch mehr als bisher zum Haupttransitland in Europa (...)“.

Die vorliegende Arbeit wird sich auf die Frauen, die Migrantinnen konzentrieren - zum einen, da die Wissenschaft von ihren Grundsätzen her oft noch immer männlich orientiert ist und darum Zahlen, Werte und Ausmaße männlicher Sichtweisen ‚schnell‘ dokumentiert sind, zum anderen soll mit dem Blickwinkel auf die Situation von Migrantinnen in deutschen Städten dem eigenen Wunsch nach einer Diplomarbeit mit dem Thema ‚Frau und Raum‘ entsprochen werden. Migrantinnen stellen dabei ein Segment der heterogenen Gruppe der Frauen in Deutschland dar, das in sich wiederum unterschiedlichste Facetten aufzeigt.

1.2 Zielsetzung

Im Rahmen der Diplomarbeit werden die Bedürfnisse und Wünsche von Migrantinnen an den öffentlichen Freiraum ihres Quartiers untersucht.

Der Literatur zufolge orientiert sich Freiraumgestaltung in Deutschland offenbar an deutschstämmigen Frauen, da diese von Beteiligungsangeboten eher angesprochen werden und sie ihre Vorstellungen somit besser artikulieren können. Ideen und Vorstellungen seitens Migrantinnen fehlen, obwohl gerade Migrantinnen überdurchschnittlich oft in sozialen Brennpunkten leben, in denen eine qualitativ hochwertige und auf die BenutzerInnen zugeschnittene Freiraumpolitik wichtig wäre.

Die Arbeit geht dabei von der Hypothese aus, dass Migrantinnen andere Bedürfnisse oder Wünsche an den öffentlichen Freiraum stellen als männliche Migranten oder deutschstämmige Frauen. Ziel ist es, die Ursachen hierzu aufzuzeigen und Antworten geben zu können, inwiefern die Freiraumpolitik die Bedürfnisse und Wünsche von Migrantinnen in der Planung stärker berücksichtigen sollte, um kulturelle Integration zu fördern oder vielleicht erst zu ermöglichen.

1.3 Vorgehensweise

Da es zu diesem Thema kaum wissenschaftliche Beiträge gibt, wurden zur Datenerhebung Interviews mit verschiedenen Akteurinnen durchgeführt. Die befragten Akteurinnen untergliedern sich in drei Gruppen: Wissenschaftlerinnen und Koordinatorinnen, gesellschaftlich aktive Migrantinnen sowie eine Bewohnerinnengruppe mit Migrationshintergrund aus Bremen-Nord.

Die vorliegende Arbeit wurde aus diesem Grund in vier Teile gegliedert:

Während der erste Teil grundsätzliche Informationen zum Thema ‚Migration‘ und dem ‚status quo‘ von MigrantInnen gibt, umfasst der zweite die Befragung der Akteurinnen. Was bedeutet Raum für Migrantinnen? Wo liegen Unterschiede und / oder Gemeinsamkeiten zwischen Frauen mit Migrationshintergrund und deutschstämmigen Frauen? Was glauben sie, was für Bedürfnisse und Wünsche Migrantinnen an den Raum stellen?

Die Expertinnen sind hierbei unterteilt in a) Wissenschaftlerinnen und Koordinatorinnen, die selbst einen Migrationshintergrund haben können, aber nicht müssen (Expertinnen I) und b) Frauen mit Migrationshintergrund, die sich in Eigeninitiativen gesellschaftlich engagieren, um anderen Frauen in der Fremde die Integration zu erleichtern bzw. ihr Anliegen in der Öffentlichkeit zu positionieren (Expertinnen II).

Der dritte Teil der Arbeit befasst sich mit der Erläuterung und Auswertung eines Workshops mit Bewohnerinnen der Grohner Düne und Vegesacks in Bremen-Nord. Mittels dieses Workshops soll unter anderem herausgefunden werden, ob und wenn ja wie sich das Raumverständnis der Frauen durch das Fahrrad fahren verändert hat. Weitere Fragen umfassen die täglichen Verhaltensmuster im Freiraum ihres Quartiers sowie Wünsche und Bedürfnisse an selbigen.

Die Ergebnisse des ersten Analyseteils werden dann im anschließenden vierten Teil der Arbeit mit den Ergebnissen des Workshops zusammengeführt, um daraufhin Empfehlungen bzw. Schlussfolgerungen für die Freiraumpolitik treffen zu können.

2. Multikulturalität als Herausforderung heutiger Freiraumplanung in Deutschland

Ursachen von Migration und Multikulturalität 2.1

„1. Ausländer bezeichnet dem ursprünglichen Wortsinn nach einen Menschen, dessen Lebensmittelpunkt sich außerhalb des Landes befindet und der daher nicht zu diesem Land und seiner Gesellschaft gehört. Anders der juristische, durch die Definition in §1 Abs.2 AuslG bestimmte Sprachgebrauch: Ausländer ist danach jeder, der nicht die deutsche Staatsangehörigkeit (oder die Volkszugehörigkeit im Sinne des Art. 116 Abs. 1 GG) hat. Ausländer im Rechtssinn sind daher auch viele Inländer, die u.a. als sogenannte Gastarbeiter in dieses Land einwanderten, ihre Familienangehörigen und ihre Nachkommen (...) Mit Inkrafttreten des StAG am 1.1. 2000 (...) werden die nach diesem Zeitpunkt in Deutschland geborenen Kinder von Einwanderern mit einem Aufenthalt von 8 Jahren und gesichertem Aufenthaltsrecht (§4 Abs. 3 StAG) kraft Geburt im Lande Deutsche, allerdings Deutsche minderen Rechts im Verhältnis zu Abstammungsdeutschen, weil ihre deutsche Staatsangehörigkeit durch die gesetzliche Verpflichtung, nach Volljährigkeit zwischen ihr und der Staatsangehörigkeit der Eltern zu entscheiden, auflösend bedingt ist. Diese auflösend bedingte Staatsangehörigkeit verfehlt das Integrationsziel und den Maßstab der Verfassung, die vom Grundsatz einer lebenslangen und unentziehbaren Staatsangehörigkeit ausgeht.

Die Bezeichnung als Ausländer steht in offenem Widerspruch zur gesellschaftlichen Situation der Inländer ohne deutsche Staatsangehörigkeit...Aber auch die Bezeichnung „ausländischer Mitbürger“ ist falsch, darüber hinaus irreführend und illusionär. Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit, Inländer oder Ausländer, sind nicht Mitbürger, da ihnen die Bürgerrechte fehlen und sie darüber hinaus unter ausländischen Sondernormen stehen, die sie gegenüber den Staatsangehörigen abgrenzen und diskriminieren.

Andererseits sind Ausländer nicht rechtlos. Dieses Land soll nach seiner Verfassung ein Rechtsstaat auch für Ausländer sein.“ (RITTSTIEG 2002: IX)

Verfolgt man die Beiträge zur Migrationspolitik, könnte man annehmen, Migration sei ein neues Phänomen der 80er Jahre, das seitdem drohend über uns hereinbricht. Häufig wird Migration als eines der größten Probleme unserer Zeit dargestellt, dabei erreichen im Vergleich mit den realen Migrationsbewegungen nur vergleichsweise wenig MigrantenInnen die reicheren Industrienationen. Zudem ist Migration so alt wie die Menschheit selbst. Schon immer haben sich einzelne oder Gruppen von variabler Größe auf die Suche nach passenderen Lebensräumen gemacht.

Auch die gezielte Anwerbung und Ansiedlung von Arbeitskräften ist kein Phänomen heutiger Zeit. So siedelte z.B. bereits der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. Mitte des 18. Jahrhunderts etliche Tausend ProtestantInnen aus Salzburg in Litauen an, dessen Bevölkerung durch die Pest stark dezimiert würde.

Laut SASSEN (1996: 150), die die Daten der letzten 200 Jahre zur europäischen Migration miteinander verglichen hat, gibt es „in der Geschichte der europäischen Arbeitswan-

derungen keine massive Zuwanderung überschüssiger Arbeitsmigranten (...) Arbeitsmigration [ist] zeitlich und räumlich stark strukturiert, es handelt sich nicht um umkehrbare, ständig wachsende Ströme.“

Der Begriff Migration erfährt in der Literatur, auch der Migrationsliteratur keine einheitliche Definition. Im Folgenden werden daher verschiedene Definitionen des Begriffes vorgestellt, um einen Einblick zu geben.

Migration wird in der Soziologie definiert als:

„(...) jede Ortsveränderung von Personen (...).“ (HOFFMANN-NOWOTNY 1970: 107)

„(...) ein permanenter oder semipermanenter Wechsel des Wohnsitzes. Dabei soll keine Einschränkung in Bezug auf die Entfernung des Umzugs oder auf die freiwillige oder unfreiwillige Art der Handlung, kein Unterschied zwischen externer und interner Wanderung gemacht werden. Daher wird der Umzug über das Treppenhaus von einer Wohnung zu einer anderen genauso als Akt der Wanderung gezählt wie ein Umzug von Bombay in Indien nach Cedar Rapids in Iowa, obwohl natürlich der Anlaß und die Folgen solcher Umzüge sehr unterschiedlich sind. Jedoch sind nicht alle Arten der räumlichen Mobilität in diese Definition eingeschlossen. Ausgeschlossen sind z.B. die kontinuierlichen Bewegungen von Nomaden und Wanderarbeitern, die keinen dauerhaften Wohnsitz haben, und zeitweilige Umzüge, wie in die Berge für die Sommerzeit.“ (LEE 1972: 117)

„(...) der Wechsel der Gruppenzugehörigkeit (,Was geschieht, scheint (...) nur zu sein, dass Menschen sich physisch von einem Ort zum anderen bewegen. In Wirklichkeit wechseln sie immer von einer Gesellschaftsgruppe in eine andere über.’).“ (ELIAS & SCOTSON 1990: 248)

„(...) die Ausführung einer räumlichen Bewegung, die einen vorübergehenden oder permanenten Wechsel des Wohnortes bedingt, eine Veränderung der Position also im physischen und im ‚sozialen Raum’.“ (ALBRECHT 1972: 23)

„(...) das Verlassen des bisherigen und das Aufsuchen eines neuen, als dauerhaft angestrebten Wohnorts in einer signifikanten Entfernung (...).“ (SCHRADER 1989: 436)

„(...) jeder Wechsel des Hauptwohnsitzes einer Person.“ (WAGNER 1989: 26)

„(...) dass Individuen aus einem Gesellschaftssystem in ein anderes überwechseln, wodurch direkt oder indirekt in beiden Systemen interne und externe Beziehungs- und Strukturveränderungen induziert werden.“ (RONZANI 1980: 17)

„(...) der auf Dauer angelegte bzw. dauerhaft werdende ‚freiwillige’ Wechsel in eine andere Gesellschaft bzw. in eine andere Region von einzelnen oder mehreren Menschen.“ (TREIBEL 1990: 21)

Wie unterschiedlich der Begriff der Migration ist, erkennt man, wenn man diese Definitionen miteinander vergleicht. Während für LEE (1972) schon ein bloßer Wohnungswechsel gar innerhalb des selben Hauses ausreicht, bezeichnet RONZANI (1982) als Migration den Wechsel von einer Gesellschaft in die andere und für SCHRADER (1989) spielt die Entfernung eine signifikante Rolle. LEE (1972), SCHRADER (1989), ALBRECHT (1972), WAGNER (1989) und TREIBEL (1990) sprechen alle den Aspekt der Dauerhaftigkeit an, während allein TREIBEL (1990) die Unfreiwilligkeit, also die erzwungene Wanderungsbewegung wie Flucht und Vertreibung für seine Begriffsbestimmung ausschließt.

Allen Begriffsbestimmungen ist gemeinsam der Gesichtspunkt der Bewegung und der Veränderung.

Im Folgenden der Arbeit wird von der Definition TREIBELS (1990) ausgegangen, wenn von MigrantIn bzw. Migration gesprochen wird, die der Arbeit wegen migrieren. Diese Definition erfährt eine weitere Eingrenzung, indem Bezug auf MigrantInnen des arabischen Raums, vorzugsweise der Türkei genommen wird. Arbeitssuchende, die z. B. aus dem asiatischen Raum, dem afrikanischen Kontinent oder auch der Europäischen Union (vgl. Aufenthaltsgesetz/EWG; Freizügigkeitsverordnung/EG) in die Bundesrepublik Deutschland einreisen sind somit aus der Definition für diese Arbeit ausgeschlossen. An Stellen, an denen davon abgewichen wird, wird dies kenntlich gemacht.

Das Benutzen des Begriffs ‚AusländerIn‘ geschieht in Bezug auf die Definition des Deutschen Ausländerrechts (vgl. RITTSTIEG 2002, siehe oben). Weitere gesetzliche Regelungen werden in Kapitel 2.3 erläutert.

Die Migrationsforschung hat verschiedene Kategorien entwickelt, um den Begriff der Migration näher zu kennzeichnen bzw. zu konkretisieren. Diese sollen hier nur der Vollständigkeit halber genannt und nicht weiter beschrieben werden, da dies zum weiteren Verständnis der Arbeit nicht von Bedeutung ist. Die Kategorien unterscheiden sich durch räumliche und zeitliche Aspekte, Einzel-, Gruppen- oder Massenwanderungen und nach Ursachen und Motiven, wobei hier zwischen ‚freiwilliger‘ (z.B. Arbeitsmigration) und ‚unfreiwilliger‘, erzwungener Migration (z.B. Flucht, Vertreibung) unterschieden wird.

Seit den 50er Jahren haben sich infolge der globalen und sozioökonomischen Entwicklungen die internationalen Migrationsbewegungen sowohl qualitativ als auch quantitativ verändert. Immer mehr Länder und Erdteile sind betroffen und die kulturelle Vielfalt nimmt in jedem Immigrationsland zu. Während noch bis in die 50er Jahre die Achse der globalen Migrationsbewegungen von den industrialisierten nordischen Ländern in die geringer entwickelten südlichen Gebiete verlief, so entwickelten sich nun die einstmals traditionellen Immigrationsländer zu Emigrationsländern. Mitte der 70er Jahre beginnt zudem die Auslagerung von Industriebetrieben aus Westeuropa und den USA in asiatische Niedriglohnländer, weswegen jetzt auch Länder wie Malaysia, Indonesien oder auch Süd-Korea verstärkt eine Arbeitsmigration erfahren.

Aufgrund tiefgreifender Transformationsprozesse in Osteuropa seit 1989 migrieren zu-

nehmend Menschen von Ost nach West. Die Bundesrepublik Deutschland wurde dabei durch ihre Schlüsselposition in Mitteleuropa zum Hauptziel dieser Ost-West-Migration.

Die Ursachen für Migration sind ganz unterschiedlicher Art und reichen von:

- wirtschaftlicher Stagnation,
- Armut,
- Arbeitslosigkeit,
- Überbevölkerung,
- eklatanten sozialen Ungleichgewichten über
- Heiratsmigration zu
- Flucht vor Gewalt bis hin zu
- sexuellen Verfolgungen.

Diese Faktoren allein zu nennen wäre aber zu vordergründig, sie zielen alle ausschließlich auf die Situation im jeweiligen Herkunftsland ab. Das sogenannte ‚push&pull-Modell‘ allein reicht aber heutzutage nicht mehr aus, um die globale Migration zufriedenstellend zu erklären. Denn, global gesehen, kommen die MigrantInnen weder aus den allerärmsten Ländern noch aus den allerärmsten Schichten. Häufig stammen sie aus den prosperierenden Ländern des Trikonts und verfügen auch über eine gute Ausbildung.

Ohne den Faktor Armut als eine mögliche Ursache für Migration in Abrede zu stellen, erweitert SASSEN (1991) den Ansatz des ‚push&pull-Modells‘ und thematisiert die Existenz von Brücken zwischen den Sende- und Zielländern. Diesen spricht sie eine weit- aus größere Bedeutung zu als der Armut. Brücken stellen die jeweiligen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Auswanderungs- und dem Einwanderungsland dar.

Paradoxerweise kann es sich bei diesen Brücken auch um Beziehungen handeln von denen im Allgemeinen angenommen wird, dass sie gerade der Migration entgegenwirken. Hierzu zählen z.B. Direktinvestitionen in die sogenannten Entwicklungsländer, aber auch die Förderung ortsansässiger, exportorientierter Produktion. Meist gehen diese ausländischen Investitionen einher mit der Einführung neuer Technologien und neuer Arbeitsweisen, was zu einer Zentralisierung und Monokultur führt. In Folge lösen sich traditionelle, dörfliche Arbeitsstrukturen auf und viele KleinbäuerInnen müssen ihr Land verkaufen. Daraufhin findet zwecks Arbeitssuche eine Migration in die Städte oder auch ins Ausland statt.

Ein weiterer Faktor, der Brücken bildet und damit migrationsfördernd wirkt, ist der internationale Ferntourismus. Er ist nicht nur einer der umsatzstärksten Weltwirtschaftszweige, sondern bringt auch die neuesten Kommunikationsmedien in die entlegendsten Winkel dieser Erde –und leistet damit dem Bild der reichen Industriestaaten erst Vorschub. SASSEN (1991), die ihre Thesen anhand der USA und Japan, den weltweit wichtigsten Immigrationsländern neben Europa, verdeutlicht, spricht auch die durch die Globalisierung erzwungene Flexibilisierung der Arbeit und die stärkere Verlagerung von Dienstleistungen in den Bereich des informellen Beschäftigungssektors an. Als Folge davon habe sich der US-amerikanische Arbeitsmarkt verändert. Sogenannte ‚low jobs‘,

schlecht bezahlte und ungeschützten Beschäftigungsverhältnisse mehren sich und bedürfen einer großen Vielzahl von legalen und illegalen MigrantInnen, die bereit sind, diese anzunehmen.

Die Entwicklung der internationalen Migrationsbewegungen ist also Folge und Intention der bestehenden Weltwirtschaftsordnung und den daraus resultierenden Beziehungen. Will ein Staat im heutigen globalen Wettkampf bestehen, muss er Migration als solche anerkennen und politische wie soziale Wege finden, MigrantInnen in seine Gesellschaft und Arbeitswelt zu integrieren.

Deutschland als eines der Hauptzielländer in Europa sollte sich besonders dieser Aufgabe bewusst sein. Dies war es lange Zeit nicht, wie man anhand der mangelnden gesetzlichen Regelungen erkennen kann.

Stattdessen wurde hierzulande darüber geschwiegen, häufig die Fakten sogar vehement bestritten. Deutschland sei kein Einwanderungsland hieß es quer durch die politischen Parteien. Niemand wollte sich zu einer klaren Stellungnahme bekennen, denn niemand hatte eine Lösung parat. Und die angeworbenen ArbeitsmigrantInnen sollten nach ‚getaner Arbeit‘ auch bitte schön wieder ‚nach Hause‘. Wozu also Integrationsprogramme, wenn die Menschen doch wieder gehen?

Doch diese Negation, die Verweigerung der Politik, eine für die Menschen tagtäglich erlebbare Einwanderungssituation für nicht existent zu erklären, verursachte soziale Ängste und Irritationen. (Nicht umsonst wurde ‚Politikverdrossenheit‘ das Wort des Jahres 1992.) Durch die soziale Konstruktion von ‚Einheimischen‘ und ‚Fremden‘, von ‚wir‘ und ‚die‘ bzw. von ‚unser‘ und ‚nicht-deren‘ wurden Aggressionen geschürt gegen ‚die Fremden‘ und auch gegen solche, die man dafür hielt bzw. die dazu erklärt wurden (BADE & BOMMES 2000: 186).

Weitere Folgen der politischen Selbstbeschreibung der Bundesrepublik Deutschland als ‚Nicht-Einwanderungsland‘ sind strukturelle Blockaden, die bis in die 90er Jahre hinein dazu beigetragen haben u.a. im Rahmen des Asylkompromisses eine erhöhte Wortdramaturgie zu benutzen. So sprach man von ‚Überlastung‘, ‚mangelnder Integrationsfähigkeit‘, ‚Kulturkonflikt‘ oder ‚Asylmissbrauch‘ und schuf somit eine vermeintliche Argumentationsgrundlage für xenophobe Abwehrhaltungen der Neonazis (BADE & BOMMES 2000: 188).

Dabei sprechen die Fakten für sich: Die Bevölkerung in Deutschland wird älter und weniger. Ganz Europa, so die Vorhersage, wird schrumpfen ab 2015. Laut der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung hätte die Bundesrepublik Deutschland im Jahr 2050 ca. 23 Millionen Menschen weniger, sofern es keine weitere Zuwanderung gäbe. Von 290.000 Immigranten bleiben zur Zeit bloß 60.000, die integriert werden müssen, während ein jährlicher Nettozuwachs von insgesamt 400.000 Menschen nötig wäre, um die Bevölkerung bis 2050 konstant zu halten, 300.000 um die Bevölkerung „nur“ um 7 Millionen schrumpfen zu lassen (MÜLLER-RAEMISCH et al. 2003: 21). Mit 8,8% verbucht Deutschland sogar die niedrigsten Geburtenraten im EU-Vergleich (WAL-

TER 2003: 16). Das wachsende Bewusstsein über die demographischen Veränderungen drängte schließlich zum Handeln.

Deutschland braucht Einwanderer, die Beiträge zum Sozialprodukt leisten und innovative Ideen mitbringen. Im Schnitt sind MigrantInnen deutlich jünger als die deutsche Bevölkerung und sie haben im Vergleich auch mehr Kinder (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 174). MigrantInnen sind also im besten ‚Erwerbsalter‘ und haben in der Regel mindestens 3 Kinder, die potentielle neue Steuerzahler werden können.

Die Bundesrepublik liegt, wie England und Frankreich auch, mitten in der sogenannten ‚europäischen Banane‘, der prosperierenden Wachstumszone Europas (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 183). Will es im europäischen wie auch im globalen Wettkampf weiter bestehen, erfordert dies im größten Masse Flexibilität und Innovation auch und gerade seitens der Freiraumpolitik. Dies ist nur möglich, wenn diese aufhorcht sowie die arbeitende Bevölkerung in ausreichend großer Zahl vorhanden ist. Globalisierung und EU-Erweiterung werden den Wettbewerb weiter verschärfen. Und schon lange geht es nicht mehr allein um den Wettbewerb zwischen Nationen, sondern um den zwischen ihren Regionen und Städten - insbesondere Städte und Kommunen haben hier mit großen finanziellen Hürden zu kämpfen.

Die Bundesrepublik Deutschland wirbt neben anderen europäischen Ländern um qualifizierte Arbeitnehmer. Will Deutschland in diesem Wettkampf bestehen, muss es entsprechende Gegenleistungen bieten, sonst entscheiden sich diese Menschen für ein anderes Land der EU. Eine volle Integration in die deutsche Gesellschaft, mit gleichen Rechten ausgestattet oder doch zumindest eine klare, leicht verständliche Gesetzeslage sind dafür unabdingbar.

Feministische Raumplanung: ein historischer Rückblick 2.2

Der Begriff ‚Feminismus‘ (abgeleitet vom lateinischen *femina* = Frau) tauchte zum ersten Mal in Frankreich während der Zeit der Französischen Revolution auf. Diese stand auch für die Gleichberechtigung der Frauen bei Mitbestimmung, gesellschaftlicher Teilhabe, Bildung und Bezahlung. Die Zeitschrift *La Citoyenne* verwendete den Begriff ‚Feministinnen‘ seit 1882 und definierte ihn als Bezeichnung für die Kämpferinnen des Wahlrechts für die Frauen. In ganz Europa entstand hieraus im Folgenden ein Synonym für Frauenemanzipation (GRÜGER 2000: 18). Indem von den Bedürfnissen der Frauen ausgegangen wird, sollten gesellschaftliche Normen wie z.B. die traditionelle geschlechtliche Rollenverteilung wie auch das patriarchalische Kultursystem verändert werden. Dieses feministische und emanzipatorische Anliegen wurde gegen Ende der 60er Jahre auf allen Gesellschaftsebenen diskutiert.

In der Raumplanung fiel der Diskurs, der oft überlagert war von unterschiedlichen Facetten der Soziologie, Politologie, Psychologie oder Philosophie (GRÜGER 2000: 21) in die Zeit eines Paradigmenwechsels seitens Planungstheorie und –praxis. Im Folgenden soll ein in fünf Phasen gegliederte kurzer Rückblick über die 30 Jahre ‚Frauenbelange in der Raumplanung‘ gegeben werden (vgl. auch BECKER 1997; DÖRHÖFER & TERLINDEN 1998):

Ende der 60er bis Mitte der 70er Jahre bildeten sich zahlreiche Selbsterfahrungsgruppen, die mittels öffentlicher Aktionen und Provokationen Kritik an der damaligen Städteplanung äußerten. Im Blickfeld der Frauen unterschiedlicher gesellschaftlicher Ebenen standen Zersiedlung, Monotonie und Anonymität von Großstädten. Planerinnen veranlasste insbesondere die Kritik JACOBS (1961) an amerikanischer Stadtplanung und Stadtumbau, sich mit dieser Thematik auseinander zu setzen.

Architektinnen und Planerinnen fanden sich auf universitärer Ebene Ende der 70er bis in die 80er Jahre hinein in Planerinnen- und Architektinnengruppen zusammen. In dieser zweiten Phase feministischer Raumforschung äußerten sie ihre Kritik an fehlender Repräsentanz von Frauen in der Planung und der stattdessen herrschenden männlichen Dominanz. Sie kritisierten besonders die mangelnde Verfügungsgewalt von Frauen über öffentliche und private Räume sowie die Tatsache, dass Frauen als Planungsbetroffene, aber auch in Studium und Beruf ignoriert würden.

Laut BECKER (1997: 11) stellten zunächst Planerinnen und Architektinnen einen Teil der „Frauen aus Naturwissenschaft und Technik“ dar (seit 1977), um sich dann fünf Jahre später als „Feministische Organisation von Planerinnen und Architektinnen“ (FOPA) eigenständig zu formieren. In diesen ersten Jahren zwischen 1979 und 1983 erschienen richtungsweisende Publikationen feministischer Planungskritik wie:

- die Schwerpunktheft der Zeitschriften *Bauwelt* (Frauen in der Architektur - Frauenarchitektur? 1979),

- beiträge zur feministischen theorie und praxis (Frauen, Räume, Architektur, Umwelt, 1980),
- wie auch Arch+ (Kein Ort nirgends – Auf der Suche nach Frauenräumen, 1981) und
- die Streitschrift „FreiRäume“ der FOPA (seit 1983)

Zu Beginn des feministischen Engagements standen hier wie auch in den Sozialwissenschaften die Situationsanalysen im Vordergrund. Es fanden kleinräumliche Benachteiligungs- und Behinderungsanalysen und Projekte seitens Architektinnen, Planerinnen, Geographinnen als auch Stadtsoziologinnen statt.

Diese betrafen den

- Alltag von Frauen, insbesondere derjenigen mit Kindern,
- ihre Wohnsituationen und Wohnumwelt oder auch
- die Verkehrsinfrastruktur.

Ersichtlich ist dabei eine hauptsächlich pragmatische Herangehensweise, die das Leben der Frauen in ihrer gesellschaftlichen Rolle erleichtern sollte. Frauen sollten wählen können zwischen verschiedenen Lebensentwürfen und eigene Räume haben, um Kommunikationsmöglichkeiten zu erhöhen und z.B. männliche Gewalt zu verhindern. In diese Zeit fällt auch die Frage nach möglichen männlichen und weibliche Planungsprinzipien. Weibliche Architektur sei weniger am Profit orientiert als ganzheitlicher an den sozialen Gegebenheiten, den Bedürfnissen der Nutzerinnen orientiert (GRÜGER 2000: 23f).

Das feministische Planungsverständnis der dritten Phase ist ab Mitte der 80er Jahre stark handlungsorientiert, die planerische Umsetzung tritt immer stärker in den Vordergrund. Die Institutionalisierung von Frauenbelangen in der Kommunalplanung mittels Gleichstellungsbeauftragten und die Etablierung von Frauennetzwerken in politischen und gesellschaftlichen Gremien führte dazu, dass die Erkenntnisse auf Hochschulebene relativ rasch von den städtischen Frauenbeauftragten aufgegriffen und in der Kommunalpolitik thematisiert werden konnten. Neben der Kritik an Infrastrukturausstattungen eines Raums und für Frauen unzumutbare ÖPNV-Situationen und Straßenraumgestaltung wurde auch die Gestaltung des Freiraums und der Aufenthaltsräume unter dem Blickwinkel des unterschiedlichen Raumverhaltens der Geschlechter analysiert (vgl. SPITTHÖVER 1989).

Mit der Erweiterung des feministischen Wissensstands weiten Planerinnen und Architektinnen das Thema auf andere Bereiche der räumlichen Planung, etwa die institutionalen Rahmenbedingungen seitens Planung, Staat und politischem System aus. Forderungen entstehen um die Anerkennung von Frauenverbänden als Träger öffentlicher Belange. RODENSTEIN (1990: 222f) ist der Ansicht, dass „(...) Abgesehen von den spezifischen Bemühungen feministischer Kommunalpolitikerinnen (...) dies (...) nur durch eine möglichst weite Einbeziehung der Frauen in die Prozesse der Gestaltung ihrer städtischen und ländlichen Umwelt geschehen [kann] (...) (RODENSTEIN 1990: 222). Sie plädiert für die Schaffung eigener Frauenräume in der Kommunalpolitik zur Verständigung auf politische Ziele zum einen und Bewusstseinsbildung und Solidaritätsbildung auf der anderen Seite.

Der Untersuchungsrahmen der feministischen Raumplanung wird in den folgenden 90er Jahren zunehmend von der direkten Wohnumfeldsituation auf die Gesamtstadt bzw. die Region ausgeweitet. Durch zahlreiche Publikationen ministerieller Art wie auch Veranstaltungen und Gremienbildung und –arbeit erfährt die feministische Planungstheorie eine zunehmende Etablierung in Form von Operationalisierungsansätzen via Checklisten und Kriterienkatalogen.

Gleichzeitig tritt eine Verstärkung in der Gleichheits- und Differenzdebatte auf. Zunehmend wird die Gruppe der Frauen als heterogen betrachtet und als solches differenziert auf unterschiedliche Frauentypen eingegangen. Die Frauenforschung beschäftigt sich in diesen Jahren neu mit dem Begriffspaar sex / gender. Sie geht davon aus, dass der Unterschied zwischen den Geschlechtern ein kulturelles Artefakt darstelle. Die soziale Zuordnung von Räumen zu Geschlecht variere von Kultur zu Kultur (GRÜGER 2000: 25f). DE BEAUVIOR wies bereits 1951 in ihrem Satz „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ (DE BEAUVIOR 1951) auf diesen Gesichtspunkt hin. Auf weitere Theorien der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung soll an dieser Stelle jedoch verzichtet werden, da sie für die Raumplanung wenig Handlungsoptionen ableiten können.

GRÜGER (2000: 27) stellt fest, dass Ende der 90er Jahre die Frauenpolitik in der Raumplanung zu stagnieren scheint. Trotz rechtlicher Veränderungen der Rahmenbedingungen, der Durchführung zahlreicher Situationsanalysen und der Betreuung von Modellprojekten und Mitarbeit von Frauen in den verschiedenen Gremien erscheinen die Verbesserungen im Lebensalltag der Frauen dürftig. Der aktuelle Diskurs der Nachhaltigkeit stellt dabei Gefahr und Chance zugleich dar. Aus Sicht der Autorin dieser Arbeit beinhaltet der Nachhaltigkeitsdiskurs viele Aspekte aus der feministischen Raumforschung, wenn er etwa auf die Aspekte der ‚Stadt der kurzen Wege‘ oder ‚Nutzungsmischungen‘ eingeht. Feministische Positionen werden dadurch jedoch unsichtbarer. Gleichzeitig kann dies ebenso positiv gesehen werden, da durch die Aufnahme feministischer Anliegen in die allgemeine Planungspolitik sicherlich auch ein Ziel feministischer Wissenschaftlerinnen und Planungsfachfrauen erreicht ist.

Laut GRÜGER (2000: 27) bietet gerade der aktuelle Nachhaltigkeitsdiskurs die Chance, „(...) aufgrund des geforderten bedürfnisorientierten und partizipatorischen Planungsansatzes das Geschlechterverhältnis neu zu bestimmen.“

2.3 Zur Situation von Menschen mit Migrationshintergrund

„(...) Aufgrund des **Assoziationsverhältnisses** zwischen der Europäischen Gemeinschaft und der Türkei sind in der Gemeinschaft ordnungsgemäß beschäftigte türkische Staatsbürger und ihre Familienangehörigen in bezug auf ihren Aufenthaltsstatus, die Erwerbstätigkeit und die sozialrechtliche Stellung begünstigt (...) Nach Art. 14 des Assoziationsratsbeschlusses unterliegt die Ausweisung von türkischen Arbeitnehmern und ihren Familienangehörigen denselben Beschränkungen wie die Ausweisung freizügigkeitsberechtigter EG-Bürger (...).“ (RITTSTIEG 2002: XII)

Wie ist die heutige Lage von Menschen mit Migrationshintergrund in der Bundesrepublik zu beurteilen? Wie ist ihre Arbeits- und Wohnsituation, wie verhält es sich mit Akzeptanz von Religionen und der Integration in die deutsche Gesellschaft, wie ist die derzeitige Rechtslage zu bewerten?

Die Rechtslage

Das Ausländergesetz (im Folgenden ‚AuslG‘ abgekürzt) kennt mittels Aufenthaltsrecht und zahlreichen weiteren ausländerrechtlichen Bestimmungen diverse Abstufungen ausländerrechtlicher Beschränkungen nach Nationalität, Aufenthaltsdauer und Status. Grob kann man von den privilegierten und den nichtprivilegierten AusländernInnen sprechen.

Privilegierte AusländerInnen stellen hierbei besonders diplomatisches Personal sowie die Mitglieder der Nato-Stationierungstreitkräfte dar, die nicht der deutschen Gerichtsbarkeit unterliegen (RITTSTIEG 2002: XI).

Auch türkische MigrantInnen sind aufgrund des Assoziationsratsbeschlusses 1/80 (im Folgenden ARB 1/80 genannt) anderen MigrantInnen gegenüber begünstigt und haben quasi den Status einer EU-Bürgerin bzw. eines EU-Bürgers. Nach Art. 7 des ARB 1/80 haben auch zugezogene türkische Familienangehörige „(...) das Recht, sich auf jedes Stellenangebot zu bewerben, wenn sie dort seit mindestens drei Jahren ihren ordnungsgemäßen Wohnsitz haben (...) haben freien Zugang zu jeder von ihnen gewählten Beschäftigung im Lohn- und Gehaltsverhältnis, wenn sie dort mindestens seit fünf Jahren ihren ordnungsgemäßen Wohnsitz haben (...)“ (RITTSTIEG, 2002: 138). Weiterhin heißt es dort in Absatz 2 „(...) Die Kinder türkischer Arbeitnehmer, die im Aufnahmeland eine Berufsausbildung abgeschlossen haben, können sich unabhängig von der Dauer ihres Aufenthalts in dem betreffenden Mitgliedsstaat dort auf jedes Stellenangebot bewerben, sofern ein Elternteil in dem betreffenden Mitgliedsstaat seit mindestens drei Jahren ordnungsgemäß beschäftigt war.“ (ebd.).

Türkische Arbeitnehmer erhalten nach Art. 8 ARB 1/80 eine bevorzugte Stellenvermittlung, „(...) wenn offene Stellen nicht durch die auf dem Arbeitsmarkt der Mitgliedsstaaten verfügbaren Arbeitskräfte besetzt werden (...) so bemühen sich die Mitgliedsstaaten,

den türkischen Arbeitnehmern in diesem Falle einen Vorrang einzuräumen.“ (ebd.). Der ARB 1/80 nimmt in seiner Stellungnahme keinen direkten Bezug zu dem Aufenthaltsrecht, geht aber von diesem aus, wenn er die oben genannten Rechte gewährt.

Das AuslG beinhaltet weitere Abstufungen des Aufenthaltsstatus in Form einer nach dem Aufenthaltswort hin differenzierten Aufenthaltsregelung (§§ 5, 15-17, 27-30 AuslG). Vier besondere Aufenthaltstitel werden unter dem Oberbegriff ‚Aufenthaltsgenehmigung‘ zusammengefasst:

„**§5 Arten der Aufenthaltsgenehmigung.** (1) Die Aufenthaltsgenehmigung wird erteilt als

1. Aufenthaltserlaubnis (§§ 15, 17),
2. Aufenthaltsberechtigung (§27),
3. Aufenthaltsbewilligung (§§ 28, 29),
4. Aufenthaltsbefugnis (§30).“ (RITTSTIEG, 2002: 2).

Diese sollen im Folgenden zum besseren Verständnis der Situation von MigrantInnen in der Bundesrepublik Deutschland kurz näher erläutert werden.

Die Aufenthaltserlaubnis und die Aufenthaltsberechtigung (§§15, 27 AuslG) schaffen ein Aufenthaltsrecht, das nicht an einen bestimmten Zweck gebunden ist. Einzige Ausnahme stellt hierbei der Familiennachzug dar. Diese Aufenthaltstitel erhalten ehemalige GastarbeiterInnen und ihre Familienangehörigen (vgl. auch Übergangsvorschrift § 94 AuslG). De facto ist damit der Aufenthalt dieser Menschen nicht mehr an ihre Erwerbstätigkeit bzw. deren Aufrechterhaltung gebunden. Nach § 68 Abs. 1 Satz 1 AsylVfG (Asylverfahrensgesetz) können auch Asylberechtigte diese Form der unbefristeten Aufenthaltserlaubnis erlangen. Für unbefristete Aufenthaltserlaubnisse gelten gegenüber befristeten Aufenthaltserlaubnissen diverse Sonderregelungen, die u.a. auch den dauerhaften Bezug von Sozialhilfe regeln.

Die Aufenthaltsbewilligung (§ 28 AuslG) ist der Aufenthaltsstatus von SchülerInnen und StudentInnen, SaisonarbeiterInnen u.ä. und auf einen zeitlich befristeten Aufenthaltswort hin ausgerichtet. IT-Fachkräfte sind hierbei durch eine Sonderregelung ausgeschlossen und erhalten aufgrund arbeitspolitischer Maßnahmen seitens der Bundesregierung stattdessen eine (oben beschriebene) Aufenthaltserlaubnis.

Gemäß § 30 AuslG kann eine Aufenthaltsbefugnis erteilt werden, wenn ein Aufenthalt aus völkerrechtlichen oder dringenden humanitären Gründen oder aber zur Wahrung politischer Interessen seitens der Bundesrepublik Deutschland erlaubt werden soll (Aufenthaltsrecht von De-facto-Flüchtlingen, wenngleich kein gesetzlicher Anspruch darauf geltend gemacht werden kann). Auch die Rechtslage von Kriegs- und Bürgerkriegsflüchtlingen nach § 32 AuslG ist als Aufenthaltsbefugnis gestaltet worden.

Die Erwerbstätigkeit von AusländernInnen unterliegt nach RITTSTIEG (2002: XVII) „(...) der doppelten Reglementierung durch *Auflagen zur Aufenthaltsgenehmigung* sowie durch das Erfordernis einer Genehmigung zur Beschäftigung als Arbeitnehmer (...) Die einschlägigen Vorschriften wurden in §§ 284-288 SGB III (Nr.5) und der Arbeitsgenehmigungsverordnung (ArGV, Nr. 6) neu gefasst (...)“. Danach bedürfen Nicht-EG-Staats-

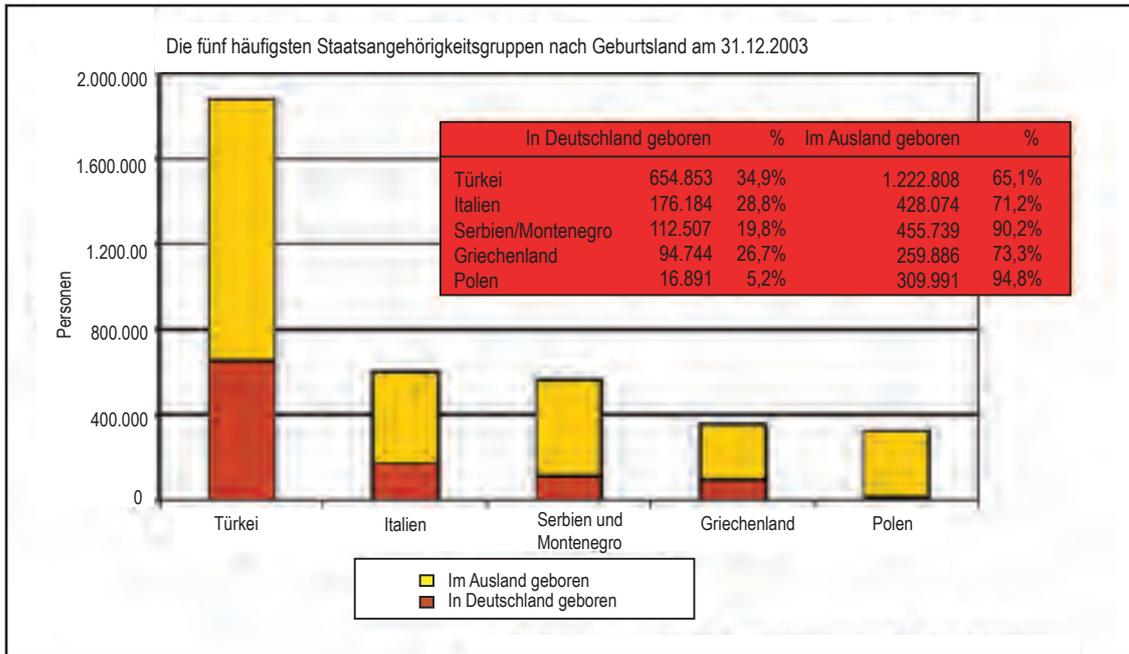


Abb. 1: Staatsangehörigkeitsgruppen nach Geburtsland (BAMF 2004)

angehörige und InhaberInnen einer Aufenthaltsberechtigung oder einer unbefristeten Aufenthaltserlaubnis einer Genehmigung für die Aufnahme eines Beschäftigungsverhältnisses.

„(...) Die *Aufenthaltserlaubnis* wird für die konkrete, dem Ausländer von einem bestimmten Unternehmen angebotene Tätigkeit erteilt, wenn auf diesen Arbeitsplatz keine Deutschen oder ihnen gleichgestellten ausländischen Arbeitskräfte vermittelt werden können. Auf die *Arbeitsberechtigung* besteht ein von der Arbeitsmarktlage unabhängiger Anspruch. Dieser wird unter anderem durch einen sechsjährigen Aufenthalt begründet (...)“ (ebd.). Durch ihren tätigkeitsunabhängigen Charakter eröffnet die Arbeitsberechtigung den generellen Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt sowie das Recht, sich gleichberechtigt neben Deutschen und EG-ArbeitnehmerInnen um offene Stellen zu bewerben.

Die Rechtslage von Flüchtlingen ist von einer Reihe von Faktoren abhängig, insbesondere dem Anlass für die Ausreise aus dem Herkunftsland. Nach dem neuen Art. 16a GG und durch die Neugestaltung des Asylverfahrensgesetzes (Mai 1993) hat sich die Rechtslage ausländischer Flüchtlinge grundlegend geändert. Im Rahmen dieser Arbeit sei auf die Spätaussiedler deutscher Volkszugehörigkeit im Sinne des Vertriebenengesetzes (Neufassung vom 2.6.1993; BGBl. I 829) aus osteuropäischen Staaten verwiesen wie auf die Drittstaatenregelung (Art. 16a Abs. 2 GG, § 26a AsylVfG). Nach der Anerkennung als Asylberechtigte kann der oben beschriebene § 68 Abs. 1 AsylVfG mit diversen Vergünstigungen greifen.

Außerhalb des Ausländergesetzes stehen Flüchtlinge deutscher Staatsangehörigkeit. Gemäß Art. 11 GG haben sie ein uneingeschränktes Einreiserecht.

Die Wohnsituation

Prägnantes räumliches Symbol freiwilliger oder erzwungener Sonderstellung ist nach LEGGEWIE (2000: 101) die Wohnsituation von MigrantInnen. Sie sind überwiegend in konzentrierten Siedlungen abseits mehrheitlich oder gar reinen deutschen Nachbarschaften anzutreffen. Anzumerken ist aber, dass in der Bundesrepublik keine Rede von einer Ghettoisierung wie in den USA sein kann.

Es bestehen, so LEGGEWIE (2000: 101), Konzentrationen von ethnischen Minderheiten in mehrerer Hinsicht: MigrantInnen leben zu rund $\frac{3}{4}$ in den größten Städten der Bundesrepublik Deutschland. Nahezu die Hälfte in Großstädten deren Wachstum überhaupt bloß durch die MigrantInnen zustande gekommen ist. Allerdings hätten diese Menschen häufig eine dörflich-agrarische Biographie und konzentrierten sich selten freiwillig in den Agglomerationen und Ballungszentren, sondern folgten den vorgefundenen Beschäftigungsschwerpunkten. ArbeitsmigrantInnen seien zumeist in den alten Bundesländern vorzufinden.

Historisch bedingt ist die erste Generation dort nur in bestimmten Segmenten des Wohnungsmarktes anzutreffen: die traditionellen, innerstädtischen Arbeiterviertel, großstädtische Altbauquartiere aus der Gründerzeit; im Ruhrgebiet etwa auch frühindustrielle Arbeiterkolonien der Schwerindustrie; tendenziell seit einigen Jahren großstädtische Neubaugebiete aus den 60er und 70er Jahren. Sie haben kaum eine Wahl als die bereits bestehenden Strukturen mit anderen Minderheiten zu nutzen (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 175).

Ihre generelle Wohnlage und Wohnqualität ist laut KRUMMACHER & WALTZ (1996: 175f) dabei signifikant schlechter als bei den Deutschen. Sie sind als BewohnerInnen dieser Stadtteile zugleich mehrfach benachteiligt. Ihre Wohn- und Wohnumfeldsituation lässt sich leicht anhand der oben genannten Stadtteiltyten ablesen (vgl. LEGGEWIE 2000: 101). Altbaugebiete und frühindustrielle Arbeiterkolonien sind gekennzeichnet durch ein

- hohes Verkehrsaufkommen (oft Durchgangsverkehr),
- hohe Umweltbelastung (hier besonders durch Nähe der Industrie),
- hohe Wohndichte (häufig Überbelegung kleinerer Einheiten),
- veralteter oder schlechter Wohnungsausstattung.

Allen dreien gemein ist

- eine schlechte oder mangelhafte Baustruktur (vernachlässigte Instandsetzung, Hellhörigkeit) sowie
- eine Unterversorgung sozialer und privater Infrastruktureinrichtungen und
- ein Mangel an bzw. die schlechte Gestaltung von halböffentlichen und öffentlichen Räumen, wie etwa Freiflächen in Form von Grünanlagen.

Nachdem diese „Ausländerviertel“ teilweise saniert wurden, sind sie wieder attraktiv für Zahlungswillige und die MigrantInnen als vormalige Mieter müssen gehen, werden an den Stadtrand, in Zonen überforderter Nachbarschaft und in alte dörfliche Bausubstanz zurückgedrängt (es zeigt sich, dass zahlungswillige MigrantInnen häufig nicht akzeptiert werden und stattdessen deutsche Zahlungswillige den Zuschlag für eine qualitativ hochwertigere Wohnung bekommen) (LEGGEWIE 2000: 101f).

In den benachteiligten Stadtteilen herrscht eine brisante und konfliktträchtige Bevölkerungsmischung: kinderreiche, teils auf staatliche Transferleistungen angewiesene Migrantenfamilien leben mit alleinerziehenden Müttern, arbeitslosen Drogenabhängigen und Alkoholikern, entlassenen Strafgefangenen und diese Merkmale kumulierenden Problemfamilien zusammen. Migrantenfamilien bilden dabei mittlerweile die ökonomisch stärkste Gruppe (ebd.: 102).

Die Probleme der verschiedenen sozial benachteiligten Gruppen überlagern sich, so dass auch von ‚Problemgebieten‘ gesprochen wird. Die Situation macht die Spaltung in der Gesellschaft deutlich, sichtbar durch Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot und Armut.

Die sozialräumlichen Benachteiligungen überlagern sich mit sozialen, individuellen Konflikten wie Perspektiv- und Hoffnungslosigkeit, Gewaltbereitschaft, Isolation, Konkurrenz- und Versagensängsten sowie Desinteresse und Demotivation an sozialen Prozessen (LEGGEWIE 2000: 100f).

Bisherige Erneuerungsprogramme für die benachteiligten Stadtteile haben Benachteiligungen selten verändert und eher die Vertreibung gefördert. Hauptursachen liegen im globalen Wirtschaftssystem und wirtschaftlichen Entwicklungsstrategien wie ‚Lean Management‘ und ‚Public Private Partnership‘-Konzepten, um auf dem Weltmarkt konkurrieren zu können. Staatliche Infrastrukturpolitik wird dabei ausgerichtet auf die Bedürfnisse der Wirtschaft und erhöht zusammen mit den generellen Spar- und Privatisierungsprogrammen der Kommunen den Druck auf die ohnehin Benachteiligten (RentnerInnen, Kinderreiche, Alleinerziehende, AusländerInnen), indem sie sie durch den Modernisierungsprozess überflüssig macht und billiger Wohnraum umso mehr schwindet. HÄUSERMANN & SIEBEL (1993) sprechen dabei von einer Polarisierung zwischen und innerhalb von Städten in

1. die international orientierte Wachstumsstadt,
2. die Wohn- und Freizeit-, oder Mittelstadt sowie
3. die Stadt der Zurückgebliebenen.

Anders ausgedrückt spiegelt sich diese Dreiteilung auf drei Ebenen wieder:

- ökonomische Spaltung nach Einkommen, Eigentum und Position auf dem Arbeitsmarkt;
- soziale Spaltung nach Bildung, soziale Integration und Positionen auf dem Wohnungsmarkt;
- kulturelle Spaltung nach Gesellschaftsschicht, ethnischer Zugehörigkeit, Religion und normativer Orientierung.

Arbeit und Integration

Bestehende Einkommens- und Statusdifferenzen der Ausländerhaushalte sind vorwiegend noch aus der geringen schulischen und beruflichen Qualifikation der ersten Generation abzuleiten. Der Wunsch nach sozialem und beruflichen Aufstieg, besonders für die Kinder, droht leicht zu scheitern und hängt mit einem „doppeltem Dilemma“ (LEGGEWIE 2000: 91) zusammen: Werden Arbeitsplätze im produzierenden Gewerbe gekündigt, so trifft dies mehr ausländische Arbeitnehmer als Deutsche. Gelingt einer Stadt aber eine Revitalisierung zugunsten neuer Industrien, besonders des Dienstleistungssektors, so haben sie aufgrund ihrer minderen Qualifikation zudem größere Schwierigkeiten als Deutsche, eine neue Anstellung zu bekommen. So lag nach LEGGEWIE (2000: 91) in den 90er Jahren die Arbeitslosenrate unter den Ausländern gegenüber den Deutschen auch signifikant höher und ihr relativer Anteil an Sozialhilfeempfängern ist gewachsen. Hier birgt sich, wie überall, die Gefahr der „Vererbung“ von Arbeitslosigkeit und Abhängigkeit von sozialen Transfers.

Dennoch sind Pauschalverurteilungen verboten. Es bilden sich neue Geschäfte, besonders das relativ erfolgreiche „Ethnic-Business“ (Selbständige) der überwiegend zweiten Generation (LEGGEWIE 2000: 92). Die selbständigen Familiengeschäfte konzentrierten sich zunächst darauf, die materiellen Bedürfnisse ihrer ethnischen Gruppe zu befriedigen, treten aber längst darüber hinaus als allgemeine Dienstleister auf. Sie tragen zu einem großen Teil zur Herausbildung „ethnischer Milieus“ in den Städten bei (vgl. SASSEN: 2001).

Man hat festgestellt, dass sich diese ethnischen Milieus günstig auf MigrantInnen auswirken können. Die Konzentration von MigrantInnen in bestimmten Gebieten ist nicht nur negativ zu sehen. Diese ‚Drehscheiben‘ müssen nicht ganze Stadtviertel al lá amerikanischer ‚Chinatowns‘ oder ‚Irish Quarter‘ sein, es reichen schon einige Wohnblocks, die die Möglichkeit bieten, sich mit untereinander zu treffen, auszutauschen und Kontakte zu knüpfen, um dann anschließend in andere Stadtviertel umziehen zu können.

Fremd zu sein heißt anders zu sein -dies ist meist gleichbedeutend mit dem Gefühl negativ aufzufallen. Einfacher ist es daher in quasi heimatlicher sozialer Umgebung zu beginnen (vgl. CORREL o. J.). Die Menschen können in ihrer Landessprache sprechen, was ihnen ein Gefühl von Heimat gibt und bekommen Unterstützung durch ehemalige Landsleute. Sie stehen nicht alleine da in unvertrauter Umgebung, die ihnen fremde Regeln und Gepflogenheiten abverlangen könnte, angewiesen auf fremde Personen, denen sie eventuell nicht vertrauen (vgl. SHUR 1974). Dies bedeutet zum einen ‚Segregation zu Beginn‘ und zum anderen ‚Integration im Verlauf‘. Im ersten Moment erscheint dies widersinnig, bei näherer Betrachtung erweist es sich aber als logisch.

Besonders wenn es sich um FlüchtlingsmigrantInnen handelt, besteht ein grundsätzliches Misstrauen der Bürokratie, Polizei und dem Rest der Welt gegenüber. Auch gut gemeinte Hilfe seitens deutscher Personen ist dann wenig hilfreich, da sie mit gleicher

Skepsis verfolgt wird. Hier muss erst Vertrauen geschaffen werden, was durch ehemalige Landsleute, zumindest Personen mit ähnlichen Lebensläufen deutlich einfacher aufgebaut werden kann (NASS 2004, mdl.).

Ein weiterer Punkt besteht darin, dass das Anderssein, das Fremdsein den Menschen von der Mehrheitsgesellschaft abspaltet. Ist man aber nicht in der Norm, dann stellt man ein Problem, einen Störfaktor dar. Will man gehört werden, muss man sich zunächst gegen die ‚Norm‘, die Mehrheit stellen, damit die eigenen Argumente, Bedenken, Gedanken auch in z.B. Planung mit einbezogen werden. Die eigenen Wünsche und Bedürfnisse sind nie eine Selbstverständlichkeit, sondern stets Kampf und Rechtfertigung. Ein Phänomen, das auch auf feministischer Seite gut bekannt ist –als ewige ‚Nörgler‘, nie Zufriedene bezeichnet zu werden.

Die Gesellschaft sieht vielmehr hinab auf MigrantInnen und andere Minderheiten, nicht hinauf. Der mangelnde Respekt führt zu geringer Wertschätzung und Schutz. Infolge dessen meint man Überflüssiges, Schmarotzertum oder Ähnliches zu sehen. Somit erklärt sich fast zwangsläufig auch die Wertschätzung dieser Gruppe von Menschen. MigrantInnen, ganz egal welchen Status sie in ihren Herkunftsländern besaßen, finden sich in Deutschland oft unten in der Gesellschaft wieder. Ein starker psychologischer Konflikt, da sich MigrantInnen tatsächlich nicht immer auf der selben Ebene wie deutsche VerlierInnen sehen. Ein jeder aber verhält sich leicht so, wie es von einem erwartet wird (vgl. CORREL o. J.; SHUR 1974) - und der Teufelskreis wiederholt sich.

Viele MigrantInnen der zweiten Generation erzählen sei es in Erlebnisberichten in Magazinen, Büchern etc., dass sie stets gefragt werden, woher sie kommen. Antworten sie ‚aus Deutschland‘, so ernten sie ungläubige Gesichtszüge und Unverständnis (BROECKMANN & WINKLER 2003: 40). Besonders die zweite und dritte Generation, die hier bereits im Kindesalter die ersten Schritte lernte oder hier geboren wurde, hat es schwer, weil sie vielfach als ‚anders‘ erkannt wird, sich aber nicht von vornherein so fühlt. Frustrationen sind an der Tagesordnung.

Zu Beginn des Einwanderungszyklus sind unterschiedliche Lebenssituationen unvermeidlich, halten sie jedoch an, werden sie zu einem Problem. Gibt es zwischen Einwanderern und ähnlich positionierten Einheimischen keine nennenswerten Unterschiede mehr im Hinblick auf etwa Bildungssystem und Arbeitswelt, kann man von einer strukturellen Integration sprechen. Dies stellt sich nach den Erwartungen der Migrationsoziologie umso mehr ein, je stärker sich auch die Mobilitätsmuster der Einwanderer an die der Einheimischen angepasst haben. Da die erste Generation dies kaum erreichen kann, richtet sich das allgemeine Interesse der Forschung auf die zweite und dritte Generation. Sie schaut damit auf Integration als integrativen Prozess, betrachtet Formen der Akkulturation und Assimilation (LEGGEWIE 2000: 88).

Diese umfassen den kognitiven Prozess des Spracherwerbs, von Fertigkeiten, Verhaltenssicherheit, Regelkompetenz für Gestik und Gebräuche, Normenkenntnis und Situa-

tionserkennung; die Aufnahme formeller und informeller inter-ethnischer Sozialkontakte und Beteiligung an diversen Einrichtungen der Aufnahmegesellschaft und den Grad der Identifikation mit dieser, im Hinblick auf Zugehörigkeitsgefühle, Rückkehrabsichten, Aufgabe bzw. Beibehaltung ‚mitgebrachter‘ Verhaltensmuster / Gebräuche und politische Loyalität sowie die graduelle Angleichung von Einwanderungsminoritäten an die Mehrheitsgesellschaft, also eine De-Segregation des ursprünglich abweichenden Status (LEGGEWIE 2000: 89).

Neuere empirische Daten zur ersten und zweiten Generation von MigrantInnen zeigen drei düstere Trends im „intermediären Bereich“ zwischen politischer und ökonomischer Integration: so ist die berufliche Eingliederung der zweiten Einwanderergeneration und junger Aussiedler in der Bundesrepublik problematisch wie auch eine räumliche Segregation in großstädtischen Ballungsgebieten, sogenannte ethnische ‚Parallelgesellschaften‘ zu verzeichnen ist. Außerdem ist ein Rückgang an interethnischen Sozial- und Nachbarschaftskontakten zu erkennen (LEGGEWIE 2000: 87).

Einen erfolgreichen Integrationsprozess kennzeichnen Wissenschaftler durch Richtung und Intensität der sozialen Alltagskontakte zwischen Deutschen und Ausländern wie auch die Beständigkeit informeller ethnischer Netzwerke. Frühere Untersuchungen an Sportvereinen ergaben dabei (logischer Weise), dass es ganz einfach, wie auch bei den Deutschen, kontaktfreudigere und weniger kontaktfreudigere Ausländer gibt. Auffällig ist jedoch, dass besonders Mitglieder religiöser Gruppen, besonders hier islamischer, zwar in politischer und rechtlicher Gleichstellung zu den Deutschen koexistieren wollen, aber darüber hinaus, sich möglichst weit sozial und kulturell abzusondern suchen. In derartigen Gruppen wird die Eingangs beschriebene bedrohte sozialökonomische Marginalisierung auszugrenzen versucht, um den eigenen Status anderweitig zu halten.

Die Zahl der ‚interethnischen Freundschaften‘ ist seit Beginn der 90er Jahre rückläufig. Besonders bemerkenswert ist dabei, dass auch der Anteil der zweiten Generation rückläufig ist, obwohl hier durchschnittlich die Beziehungen an Intensität gewinnt. Es treten dabei zwei ‚Problemgruppen‘ in Erscheinung – es handelt sich dabei um türkische Einwanderer auf der einen Seite und Migrantinnen auf der anderen. Die Gefahr, die WissenschaftlerInnen darin sehen ist, dass mit der Verkümmern interethnischer Netzwerke gleichzeitig die ‚subjektiv empfundene‘ Beherrschung der deutschen Sprache zurückgeht. Die Sprache aber stellt sich als das Werkzeug der Integration dar (LEGGEWIE 2000: 100). MigrationsforscherInnen sehen einen ideal verlaufenden chronologischen Integrationsablauf über die Generationen hinweg folgendermaßen:

kognitive Assimilation (und hier vor allem der Spracherwerb!) führt den Prozess der strukturellen Integration (Arbeitsmarkt, Beruf) und der sozialen Integration (Kontakte, Netzwerke) an und beides wird dann durch die identifikative Assimilation abgeschlossen.

Gesunken ist zudem die Absicht der zweiten Generation dauerhaft zu bleiben wie auch die ohnehin bereits niedrige Selbstidentifikation der MigrantInnen, männlich wie weiblich

und aller Altersstufen als Deutsche (LEGGEWIE 2000: 100). Dies verdeutlicht die obig beschriebenen Anzeichen einer wachsenden Segregation der MigrantInnen.

Wachsende kulturelle und funktionale Differenzierung strapazieren zunehmend Integrationsleistungen von Politik und Gesellschaft. Im Klartext bedeutet dies, dass weder eine Öffnung der Gesellschaft im Sinne von Kulturrelativismus noch eine zu starke Schließung im Sinne einer überzogenen ‚Leitkultur‘ (sprich Christlichkeit) zu einer Verbesserung des Integrationsprozessen beitragen.

Die seit dem 11. September neu aufgeflammete Diskussion um ‚Ethnisierung‘ beeinträchtigen laufende Integrationsprozesse ersichtlich. Ethnische Bindungen werden neuerdings als bedrohlich gar desintegrativ gedeutet. Die kulturellen Integrationsfunktionen unseres Gemeinschaftssystems scheinen verschlissen.

Früher wurde, wie bereits beschrieben, auch von MigrantInnen ‚Integration‘ mit ökonomischem Erfolg gleichgesetzt. Deshalb geht durch den erschwerten Arbeitsmarkt, Strukturwandel und die Dezentralisierung von Beschäftigung ein wichtiger Pol von sozialer Integration für sie verloren. Zugleich findet eine Entfernung zur sozialräumlichen Nachbarschaft statt und es kommen kulturelle, religiöse und ethnische Differenzen viel stärker zum Tragen als bislang.

In der Wahrnehmung und Benennung der ‚Problemgruppen‘ findet zunehmend eine Verschiebung statt: aus ‚Gastarbeitern‘ bzw. ‚ausländischen Arbeitnehmern‘ wurden Angehörige nationaler Gruppen, vor allem ‚Türken‘. Daraus wiederum Angehörige ethnischer

Zugehörigkeit, etwa ‚Kurden‘ und religiöser Gruppen, etwa ‚Muslime‘ -obwohl es sich die ganze Zeit um dieselbe Personengruppe handelt.

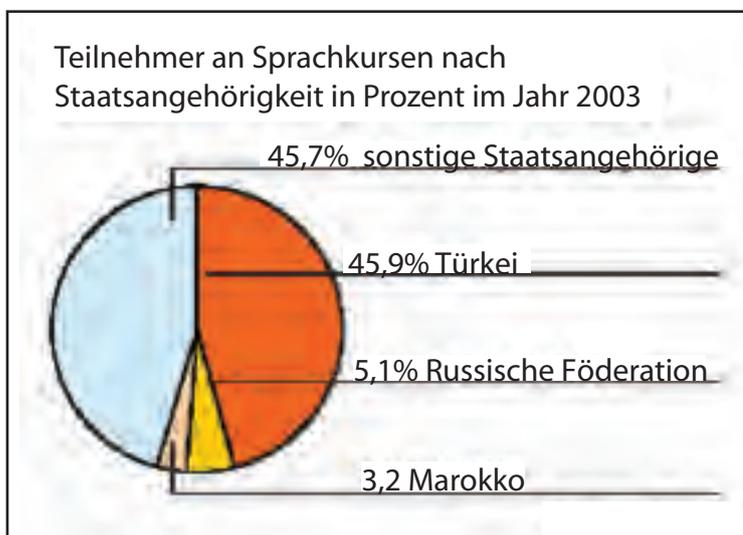


Abb.2: Sprachkursteilnehmer nach Staatsangehörigkeit (BAMF 2004)

Seit Anfang der 80er Jahre wuchs die innere Differenzierung und Polarisierung der Migrationsbevölkerung, und damit bei einem wachsenden Teil die Rückbesinnung auf Herkunft, Glaubensüberzeugungen und ‚eigenkulturelles‘ Gemeinschaftsleben (LEGGEWIE 2000: 103). Zu dieser

Rückbesinnung gehört auch die Orientierung an politische Konflikte und soziale Prozesse im ‚Heimatland‘. Hierzu trägt insbesondere das in Deutschland weitverbreitete und intensiv genutzte Empfangen nicht-deutscher Medien mit Sitz im In- und Ausland bei (vor allem türkischer, aber auch serbischer, kroatischer, griechischer, italienischer Medien). Immer preisgünstigere Transportmöglichkeiten erleichtern ebenfalls die Entstehung

transnationalen sozialer Räume, die ein ständiges Kommen und Gehen zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland ermöglichen. ‚Transmigranten‘ sind zunehmend in zwei Gesellschaften verankert und damit ‚zwischen‘ den Kulturen (LEGGEWIE 2000: 104).

Der übliche nationale Bezugsrahmen verschwimmt und an seine Stelle tritt ein globaler Bezugsrahmen der zunehmend herausgebildeten ‚Weltgesellschaft‘ (weltgesellschaftliche Ebene). Hier spielen transnationale Gemeinschaften von MigrantInnen eine strategische Rolle. Auch bei ihnen ist eine Tendenz zur Schichtung und Polarisierung zu beobachten. Die einen sind sogenannte ‚Territorialisten‘, die Schutz beim heimischen Wohlfahrtsstaat suchen, die anderen Globalisten, die ihr Heil in Reproduktionsräumen jenseits konventioneller Grenzziehungen suchen. Diese Form der ‚Doppelexistenz‘ wissen beachtliche Teile der Transmigranten zu nutzen. Für andere verschärft sich der soziale Druck, vor allem durch die Abschottung der Arbeitsmärkte. Hier ist global betrachtet besonders die zweite Generation betroffen, die immer weiter Richtung „underclass“ abzurutschen droht (vgl. SASSEN 2001).

2.4 Zur besonderen Situation von Migrantinnen

Es ist bereits erwähnt worden, dass Migrantinnen lange Zeit, teilweise sogar bis in die 80er Jahre des letzten Jahrhunderts hinein, als bloßes Anhängsel des Mannes betrachtet wurden und darum keine weitere Aufmerksamkeit seitens der Migrationsforschung erhielten (HILLMANN 1996: 43f). Erst in den 80er Jahren entwickelten sich mit der Etablierung feministischer Inhalte und Diskussionen in den Universitäten erste Ansätze einer frauenzentrierten Migrationsforschung.

Wenn man bedenkt, dass bereits RAVENSTEIN (1885; 1889) als Pionier des Gebiets der systematischen Erforschung von Migrationsverläufen in seinen ‚Laws of Migration‘ die Rolle der Frauen als bedeutend beschrieb, da sie sich zumindest über kurze Distanzen als deutlich migrationsfreudiger zeigte, erscheint es verwunderlich, dass sich die neuen Ansätze in Deutschland erst so spät entwickelten.

Die nationalstaatlichen Zahlen sagen zwar aus, dass mehr männliche Migranten auf der Suche nach Arbeit in Deutschland einreisen, aber der UN-Flüchtlings-Kommissar berichtet, dass bei einer weltweiten Betrachtung Migration aufgrund von Kriegen und Hungersnöten weiblich ist. Es sind noch immer die Frauen und Kinder, die das Hauptleid an solchen Katastrophen tragen müssen (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 142).

Doch in den 60er und 70er Jahren wurden migrierende Frauen in der Bundesrepublik lediglich als Mütter und Ehefrauen betrachtet, nicht als Berufstätige (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 141-155) (vgl. auch den Begriff ‚türkische Arbeitnehmer‘ seitens Prof. Dr. jur. Helmut Rittstieg im Kapitel 2.3). Somit waren sie uninteressant für die Migrationsforschung, die ihr Hauptaugenmerk auf die Arbeitsmigration richtete. Arbeitsmigrantinnen werden in diesen Jahren nicht erwähnt, weil diese ‚Arbeitsmigranten‘ und ‚Arbeitsmigrantinnen‘ nicht differenzierte, sondern als ‚Arbeitsmigranten‘ führte. Dass gerade sie häufig Pionierarbeit in der Arbeitsmigration für ihre männlichen Verwandten leisteten (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 142), findet in der Migrationsforschung aus diesen Jahren keine explizite Beachtung.

Gegenwärtige Studien zum Thema ‚Frauenmigration‘ beschäftigen sich unter anderem mit folgenden Fragen (HILLMANN 1996: 44ff):

- Wie sieht die geschlechtsspezifische Verteilung von Migrantinnen nach Alter und Familienstatus aus?
- Welcher Art sind geschlechtsspezifische Motive der internationalen Migration und wie sind sie zu begründen (einschließlich des Einflusses der Geschlechterbeziehungen im Herkunftsland)?
- Welche Gesetze und Verordnungen regeln die internationale Migration und inwiefern wirken diese geschlechterdiskriminierend?
- Was für Auswirkungen im Ziel- als auch im Herkunftsland hat die Abwanderung von Frauen auf den Arbeitsmarkt?
- Wie sieht die jeweilige psychosoziale Situation von Migrantinnen im Zielland aus

- (bedingt durch stärkere aufenthalts- und arbeitsrechtliche Diskriminierung)?
- Welches Raumverständnis bringen Migrantinnen in die Zielländer mit (Auswirkungen auf die jeweilige Städteplanung)?
 - Was für Formen weiblicher Migration gibt es heutzutage und was für Folgen resultieren aus ihnen für die migrierenden Frauen?
 - Welchen Schwierigkeiten sehen sich besonders Migrantinnen in Deutschland ausgesetzt?

Die Heterogenität der Migrantinnen erklärt sich aus den unterschiedlichen Formen von weiblicher Migration. Sie reichen von Arbeitsmigration über Flucht vor Kriegen bis hin zu Flucht vor sexueller Gewalt oder gar „illegale“ Migration in Form von Frauenhändlern, die Frauen u.a. in Deutschland zur Prostitution zwingen. Dies zeigt, dass, will man nach Ursachen forschen, stets die individuelle Situation der Frauen berücksichtigt werden muss.

Im Vergleich zu den Männern ihrer Familien wie auch zu deutschstämmigen Frauen erfahren Migrantinnen zusätzliche Benachteiligungen, die oft auf Kosten ihrer Gesundheit gehen (es existieren extrem viele Projekte und Angebote für Migrantinnen im Zusammenhang mit Gesundheit und psychologischer Betreuung) (NASS 2004, mdl.; WEBER 2004, mdl.; STORCK-TREUDLER 2004, mdl.).

Denn Migrantinnen tragen nicht nur die direkten eigenen Benachteiligungen, sondern auch die Folgen der Benachteiligungen, denen ihre Ehemänner und Kinder, vielleicht auch ihre eigenen Eltern ausgesetzt sind (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 146). WEBER (2004, mdl.) hat in ihrer Arbeit bei der Betreuung von Migrantinnen die Erfahrung gemacht, dass Migrantinnen vielschichtig betroffen sind. Sie machten sich Sorgen um ihre Kinder, wenn diese aus rassistischen Gründen Ausgrenzung erfahren müssen und erlebten oft auch Gewalt, wenn ihre Männer, enttäuscht von der Arbeitssituation und ihrem daraus resultierenden schlechten Stand in der Gesellschaft, begannen zu trinken (WEBER 2004, mdl.) oder aggressiv über die sogenannte Familienehre wachten.

Migrantinnen haben in Deutschland auf den ersten Blick tendenziell mehr Freiheiten als in ihren arabischen Herkunftsländern, ganz im Gegensatz zu ihren männlichen Verwandten, die in vielen Rechten - insbesondere z. B. was die Verfügungsgewalt über die Ehefrau bzw. Frauen als solche angeht - beschnitten werden. Das vormals geprägte „Machismo“ (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.) ist in der Bundesrepublik weitaus weniger angesagt als im arabischen Raum (WEBER 2004, mdl.; NASS 2004, mdl.).

Migranten haben als Ehemänner und Väter häufig Probleme, ihrer traditionellen Rolle als Familienoberhaupt gerecht zu werden. Der Bezug von Sozialhilfe verhindert die eigene Identifikation als erfolgreichen im Leben stehenden Mann, der es zu etwas gebracht hat.

Viele MigrantInnen halten darum in Form von Identifikation mit der eigenen Kultur zur Abgrenzung von der Fremde verstärkt an alten Werten, Identifikationspunkten fest. Dies hat zur Folge, dass Migrantinnen paradoxer Weise in der Bundesrepublik tatsächlich mehrfach weniger Freiheiten haben als zuvor in ihren Ursprungsländern.

Existieren in ihrer vormaligen Heimat, insbesondere im islamisch geprägten Raum, räumlich oder zeitlich getrennte Orte für Männer und Frauen, so gilt dies nicht für die Bundesrepublik. In den Augen vieler Migranten laufen ihre Frauen und Töchter darum hier in Deutschland stets Gefahr, ihnen wichtige Grenzen zu verletzen. Die Moral der Männer, selbst oft arbeitslos und von der Sozialhilfe lebend, erfährt, nach Meinung der Autorin, in der Fremde eine künstliche Stilisierung.

STORCK-TREUDLER (2004, mdl.), NASS (2004, mdl.) und WEBER (2004, mdl.) haben während ihrer Arbeit die Erfahrung gemacht, dass dabei die Leidtragenden häufig die Frauen sind: Sie werden zurückgehalten, dürfen nicht an Veranstaltungen teilnehmen, etwa gemischtgeschlechtlichen staatlichen Bildungsangeboten, sitzen zu Hause und haben kaum bis keinen sozialen Kontakt außerhalb ihrer Familie. Frauen, die über Heirat nach Deutschland migrieren, trifft es meist doppelt hart. Sie sind nichts als bessere „Hausklavinnen“ (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.), über die die Schwiegermutter wacht (KÜRSAT-AHLERS 2003: 38; vgl. KÜRSAT-AHLERS Studie in Bremen über Heiratsmigration).

Laut KRUMMACHER und WALTZ (1996: 149ff) müssen unter den gegebenen Bedingungen islamische Kultur und Religion als Symbol für Identität erhalten. Sie bieten Schutz und psychische Sicherheit und sind dann sogar als Grundlage für eigenes Selbstbewusstsein und Wege zur Integration zu verstehen. Immer mehr junge Frauen suchen ihre Identität im Islam und viele moderne Migrantinnen entscheiden sich nach der Migration erst hier in Deutschland für das Kopftuch und eine strengere religiöse Lebensweise. Das Leben in der Fremde, sexuelle Belästigungen im Betrieb und auf der Straße, die im Falle von Migrantinnen fast immer auch mit Rassismus gekoppelt ist und von daher noch weniger öffentlich gemacht wird als bei deutschen Frauen, sowie der Wunsch nach Identitätspunkten lassen die islamische Religion als Zuflucht erscheinen. Eine Religion mit festen Werten und Regeln kann Rückhalt bieten und schützen, wenn man sich verloren fühlt. KRUMMACHER & WALTZ (1996) vermuten den starken Zulauf seitens der Frauen darum als Reaktionsform auf ihre Identitätskrise zwischen den Welten und in der deutschen Gesellschaft.

Psychologisch betrachtet greift der Mensch in Konfliktsituationen auf früh gelernte Wertewelten zurück – der Alltag von Migrantinnen ist von Konflikten stark geprägt (vgl. CORREL o. J.).

Darüber hinaus befinden sich gerade ältere Migrantinnen auf der Suche nach ihren Wurzeln in der Heimat, wenn sie ihr Erwerbsleben beenden. Sie stellen eine Lücke fest. Viele finden nur ‚vertrocknete Wurzeln‘ in ihren Ursprungsländern vor (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 150), denn auch in ihren Ursprungsländern finden Veränderungen statt, Familie und Freunde ziehen um - es ist nicht mehr so wie damals als sie fortzogen. Viele Migrantinnen bleiben darum trotz Heimweh auch nach ihrem Erwerbsleben in der Bundesrepublik bei ihren hiesigen Freunden und Bekannten sowie ihren Kindern. Hier hilft ihnen das (Aus-)Leben der Heimatkultur und der Religion diesen ‚Kontakt‘ zu wahren (LEGGIEWIE 2000: 103f).

Neben den Mehrfachbelastungen häusliche Gewalt, Unterdrückung, Sorge um die eigenen Kinder, die Führung des Haushaltes und eventuellem Arbeitsverhältnis, denen sich auch viele deutschstämmige Frauen ausgesetzt sehen, hängt über Migrantinnen das Damoklesschwert des Aufenthaltsrechts.

Selten ist ihr Aufenthalt wirklich grundsätzlich gesichert. Viele Migrantinnen müssen damit rechnen, jederzeit wieder ausreisen zu müssen. Dass es nicht nur sozial-psychologisch schwierig ist, vor diesem Hintergrund in Deutschland Fuß zu fassen und ein soziales Umfeld aufzubauen, sich also vollständig zu integrieren, erscheint verständlich.

Das Ausländerrecht benachteiligt die nicht-europäischen Frauen insofern zusätzlich zu den Diskriminierungen als Frau an sich, da sie vielfach ohne eigene Aufenthaltsrechte vom Ehemann abhängig und somit oft bedroht sind, wenn sie ein eigenständiges Leben führen wollen (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 147f) Die soziale Kontrolle in der Migrationsgesellschaft spielt hier ebenfalls eine große Rolle (vgl. Kapitel 3.3)

Eine Migrantin, die mittels Familienzusammenführung nach Deutschland kommt, muss hier mindestens 2 Jahre mit ihrem Ehemann zusammenleben, sonst wird sie wieder ausgewiesen (§ 19 AuslG). Das Ausländerrecht stellt sich als hervorragendes Druckmittel seitens des Ehemannes dar, um Forderungen der Frau im Keim zu ersticken (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 148).

Eine eigene Aufenthaltserlaubnis kann nur erhalten wer 8 Jahre seinen Lebensmittelpunkt in Deutschland hatte sowie 60 Monate in die Rentenkasse eingezahlt hat. Viele

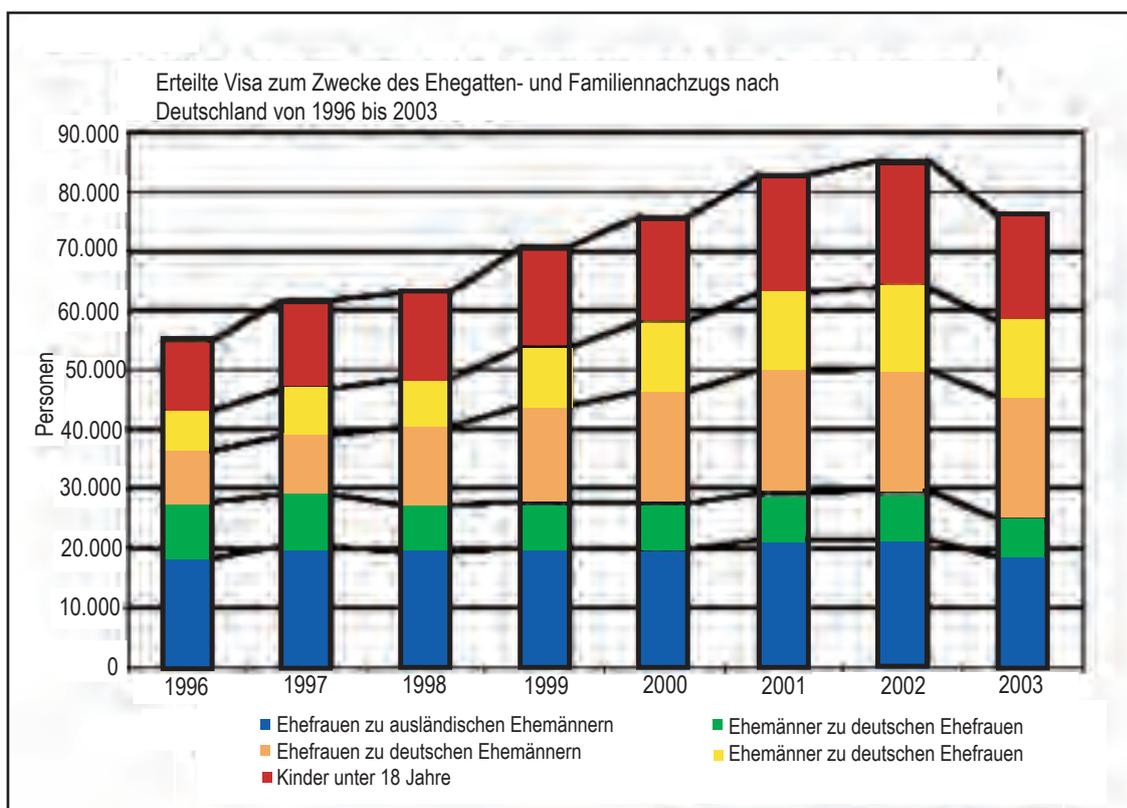


Abb. 3: Ehegatten- und Familiennachzug (BAMF 2004)

Frauen wissen nicht um ihre Rechte, können dementsprechend nicht vorsorgen oder das ihnen Zustehende einfordern. Die Kenntnis der deutschen Sprache stellt sich dabei als wichtigstes Instrument für die Frauen dar, um dies zu verändern (NASS 2004, mdl.). KritikerInnen fordern aus diesem Grund eine Novellierung des Ausländerrechts zur Stärkung der Position der Migrantinnen gegenüber ihren Ehemännern.

Migrantinnen sind zusätzlich betroffen durch eine schlechte bis mangelhafte Wohnversorgung. Zum einen zahlen MigrantInnenhaushalte mehr Miete für ihre Wohnungen (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 1121ff) und zum anderen sind diese gleichzeitig häufig zu klein für die generell größeren Familienhaushalte. Hinzu kommt ein meist ungünstiges Wohnumfeld, da Wohnungen in besseren Stadtvierteln zu teuer sind.

Häufig genug kommen die Frauen aus den ländlichen Regionen ihrer Ursprungsländer in eine deutsche Großstadt. Vom Land kommend und meist traditionell konservativ eingestellt sind ebenso die Rollen in der Familie aufgeteilt. Der Mann arbeitet und bringt das Geld nach Hause (sofern er Arbeit gefunden hat), die Frau kümmert sich um die Kinder und den Haushalt, kocht und wäscht (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 142). Sie ist daher speziell betroffen durch die schlechte Ausstattung der Wohnung, zu kleinen bzw. ungünstigen Grundrissen, fehlenden Freiflächen und mangelnden Kindergarten- und Krippenplätzen. Die ungünstigen Grundrisse der ohnehin zu kleinen Wohnungen verhindern Zusammenkünfte mit Freundinnen und da Cafés kulturell bedingt für MigrantInnen Männerräume (NASS 2004, mdl.; WEBER 2004, mdl.; STORCK-TREUDLER 2004, mdl.; ABID 2004, mdl.) sind, fehlen den Frauen wiederholt Räume, die auf Bedürfnisse wie Begegnung, Austausch und gemeinsame Erfahrungen zugeschnitten sind (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 147). Nicht selten müssen die Frauen sogar die eigene Wohnung verlassen, weil ihre Männern sich mit Freunden in den Wohnungen treffen und zu trinken beginnen (WEBER 2004, mdl.).

Fehlende und kaum auf ausländische Jugendliche zugeschnittene Schul- und Weiterbildungsmöglichkeiten belasten Migrantinnen zudem mehr als ihre Ehemänner, da sie für die Kindererziehung verantwortlich sind und täglich mit den Problemen zu tun haben (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.).

Nach LEGGEWIE (2000: 95) stuft sich mittlerweile die größte Mehrheit der männlichen Angehörigen der zweiten Generation in der Beherrschung der deutschen Sprache als gut ein, wobei (auch jüngere) Türken und vor allem Türkinnen hier Defizite aufweisen. Deutlich schlechtere Werte ergaben sich bei den schriftsprachlichen Kenntnissen, die für die Ausübung qualifizierter Berufe unabdingbar sind.

KRUMMACHER & WALTZ (1996: 144ff) berichten, dass etwas über 1/3 der deutschen Frauen gegenüber 2/3 der ausländischen Frauen Arbeiterinnen sind. Nur gut 1/5 der bundesweiten Migrantinnenbevölkerung sind Angestellte (das Frisörhandwerk stellt bei jungen ausländischen Mädchen gegenüber der Bürofachkraft von deutschen den ersten Platz auf der Berufswunschliste dar. Und nicht mal jede 100ste Migrantin konnte einen

Platz als Bankkauffrau erwerben gegenüber jeder 20sten Deutschen) (ebd.: 146).

Ihre Jobs haben eher niedrige Qualifikationen, häufig, weil die Qualifikation aus dem Heimatland in Deutschland nicht anerkannt wird (ABID 2004, mdl).

Die hauptsächlichen Arbeitsbereiche von Migrantinnen sind das verarbeitende Gewerbe und Reinigungsdienste sowie Nahrungs- und Genussmittelbetriebe. Sofern sie in Gaststätten oder im Hotelgewerbe arbeiten, dann „hinter der Bühne“ (NASS 2004, mdl.), d.h. in der Küche oder wiederum als Reinigungskraft. Ihre Jahresentgelte liegen dementsprechend im Schnitt bei 91% ihrer deutschen KollegInnen (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 145). Auch NASS (2004, mdl.) und WEBER (2004, mdl.) gehen in ihren Interviews auf diese Form des Rollenspiels in der Gesellschaft ein. Den Job als Reinigungsfrau traue man der Migrantin zu zu übernehmen. Begegne man aber einer Migrantin, die beruflich z.B. als Ärztin arbeitet, sei man skeptisch.

3. Analyse I: Expertinnen-Befragung

Untersuchungsfragen 3.1

Im voran gegangenen ersten Teil der Arbeit wurde erläutert, dass Migration kein neues Phänomen unserer Gesellschaft darstellt, sondern dass es sich um ein altbekanntes und weltweit existierendes Phänomen handelt.

Die Bundesrepublik Deutschland hat selbst die sogenannte Arbeitsmigration gerade türkischer GastarbeiterInnen in den 50er und 60er Jahren gefördert, um den wirtschaftlichen Gegebenheiten Herrin zu werden. Trotzdem weigerten sich die Regierungen Deutschlands jahrzehntelang von Deutschland als ‚Einwanderungsland‘ zu sprechen, weil sie weitreichende juristische und gesellschaftliche Veränderungen befürchteten (BADE & BOMMES 2000: 165). Dies brachte jedoch mehr Ungewissheit und Angst als Besonnenheit für den deutschen wie auch für den ausländischen Teil der Bevölkerung (BADE & BOMMES 2000: 186).

Migration ist dabei ein vielschichtiger Begriff. Die Arbeitsmigration stellt allein eine Facette dar und der ‚Migrant‘ bzw. die ‚Migrantin‘ sind nicht ganz leicht zu definieren. Die vorliegende Arbeit geht für das weitere Verständnis auf die oben erläuterte Definition TREIBELS (1990) ein.

Das Aufzeigen zahlreicher Integrationsschwierigkeiten und Benachteiligungen für MigrantInnen machte deutlich, dass gerade die Freiraumpolitik, etwa im Rahmen von Wohnumfeldverbesserungen, aktiv werden muss, um ein weiteres Zusammenleben auf friedlicher Basis mit Austauschmöglichkeiten zu ermöglichen. Dies bedeutet auch gleichen Zugang zu Arbeitsplätzen, Bildungsangeboten und angemessenen Wohnungen zu haben.

Die Gruppe der Migrantinnen, also des weiblichen Teils der ausländischen Bevölkerung, trägt dabei, so wurde aufgezeigt, eine besondere Last an Benachteiligungen.

In ihren Ursprungsländern, häufig aus den ländlichen Regionen stammend, haben insbesondere viele der Frauen einen niedrigen Bildungsstand oder aber erfahren für ihre akademischen Grade in der Bundesrepublik keine Anerkennung und müssen sich mit sogenannten ‚low jobs‘ zufrieden geben (KRUMMACHER & WALTZ 1996:144f). ‚Low jobs‘ sind weder besonders gut in der Gesellschaft anerkannt, noch bedeuten sie sichere und dauerhafte Arbeitsverhältnisse. Beschäftigte müssen jederzeit damit rechnen, gekündigt zu werden. Gleichzeitig unterstützt das Ausländerrecht, besonders im Rahmen von Familienzusammenführungen, die Abhängigkeit der Frauen von ihren Ehemännern, was eigenständige Lebensentwürfe mehrfach verhindert (vgl. Kapitel 2.4).

Im Gegensatz zu ihren männlichen Verwandten besitzen Migrantinnen kaum eigene Räume, in denen sie sich austauschen können (vgl. Kapitel 2.4). Teils ist dieser Sachverhalt bedingt durch religiöse Werthaltungen der Männer, die ein öffentliches Auftreten seitens der Frauen untersagen und teils dadurch, dass Migrantinnen nicht oder unzureichend der deutschen Sprache mächtig sind und dadurch Kontaktschwierigkeiten haben.

Diese und weitere Benachteiligungen sind zum Teil ebenso deutschstämmigen Frauen bekannt. Dennoch unterscheiden sich die beiden Gruppen besonders gravierend durch das Bleiberecht. Dieses stellt sich für die Migrantinnen häufig als ein ‚Existenzrecht‘ dar. Sind die Frauen etwa auf Grund sexueller und ähnlicher Verfolgungen in die Bundesrepublik geflohen, kann die Rückkehr in ihr Ursprungsland ihren sicheren Tod bedeuten. Aber, auch das ständig wiederholte Aufbauen der Existenz in neuer Umgebung bzw. das Verlassen der gerade aufgebauten neuen Netzwerke belastet die Psyche der Migrantinnen. Deutschstämmigen Frauen bleibt diese heftige Form der Entwurzelung erspart. Egal, was für Problemen sie sich stellen müssen, sie werden nicht aus Deutschland ausgewiesen, da es sich bei ihnen um sogenannte ‚Abstammungsdeutsche‘ handelt.

Dennoch bleibt zu beachten, dass es sich bei der Gruppe der Migrantinnen um unterschiedlichste Lebensläufe handelt. Es ist keine homogene Einheit, wie sie häufig in den Medien oder der Gesellschaft dargestellt wird. Vorurteile sind an der Tagesordnung, FEISE (2004, schriftl.) bestätigte während ihres Interviews die häufig ausgrenzenden und ablehnenden Vorurteile seitens deutscher BürgerInnen. Besonders Frauen mit Kopftüchern stehen dabei generell für die ‚armen Migrantinnen‘. Sie gelten als prinzipiell rückständig, isoliert, hilfsbedürftig, Opfer des Islam und landen geschlagen im Frauenhaus oder als Mädchen auf der Flucht im Jugendheim. Aber, ist dem wirklich so? Wie viele Vorurteile existieren und wie sieht die Wirklichkeit aus? Für die Autorin liegt die Vermutung nahe, dass Vorurteile (gerade auch ‚Kopftuch-Frauen‘ gegenüber) das Bild über Migrantinnen verzerren, Unsicherheiten auslösen und eine Integration schwieriger machen. In der Freiraumplanung müssen solche Faktoren bedacht und öffentlich diskutiert werden, denn auch viele PlanerInnen lassen sich von solchen Bildern leiten.

Die Begriffe ‚Öffentlichkeit‘, ‚Gesellschaft‘, ‚Planerinnen‘ und ‚Diskussion‘ weisen auf den Bezug des Themas zur Freiraumpolitik hin. Der Ort, um einen offenen gesellschaftlichen Diskurs zu führen, muss verschiedene Qualitäten aufweisen:

- Neutralität,
- allgemeine Zugänglichkeit,
- flexible Strukturen,
- Sicherheit im eigentlichen Sinne und
- Sicherheit im Sinne von Kontinuität.

Der öffentliche Raum erscheint hierfür prädestiniert zu sein.

Im hiesigen Teil der Arbeit soll daher auf die Untersuchungsfragen an die Expertinnen eingegangen werden. Die Gruppe der Expertinnen besteht zum einen aus Koordinatorinnen und Wissenschaftlerinnen einerseits, die sich aus beruflichen Gründen mit dem Thema Migration und Frauen auseinandersetzen sowie Frauen mit Migrationshintergrund andererseits, die in selbstorganisierten Vereinigungen gesellschaftlich aktiv sind. Die Mischung dieser beiden Gruppen soll eine einseitige Darstellung und Beantwortung der Fragen verhindern. Offen ist, ob es eventuell Unterschiede gibt zwischen den Erfahrungen deutschstämmiger Wissenschaftlerinnen, die sie durch ihre Forschung und

Arbeit machen und den Meinungen der Frauen mit Migrationshintergrund, die täglich persönliche Erfahrungen mit der Integrations- und Freiraumsituation machen. Die Autorin erklärt ausdrücklich, dass sie die Integrität der befragten Wissenschaftlerinnen und Koordinatorinnen mit dieser Überlegung nicht in Frage stellt. Sie weist lediglich darauf, dass keine Person vor unbewussten Vorurteilen geschützt ist.

Die genaue Struktur der Interviewpartnerinnen wird im darauffolgenden Kapitel behandelt.

Im Folgenden soll auf die Untersuchungsfragen eingegangen werden. Welcher Art sind die Untersuchungsfragen, in welcher Form wurden sie gestellt und welche Intention verfolgen sie?

Vier Untersuchungsfragen sind formuliert worden, die in den Interviewbögen an die Expertinnen in kleinere Einheiten aufgeschlüsselt wurden:

1. Was für Wünsche und Bedürfnisse stellen Migrantinnen an den öffentlichen Freiraum?
2. Wo und wie entspricht der Freiraum nicht den Bedürfnissen von Migrantinnen?
3. Gibt es Gemeinsamkeiten / Unterschiede im Hinblick auf die Freiraumwahrnehmung innerhalb der Gruppe der Migrantinnen? Um welche handelt es sich und inwiefern sind sie zu erklären hinsichtlich Herkunft, Alter oder Bildung?
4. Zu welchem Anlass gehen Migrantinnen anders mit Freiraum um als deutschstämmige Frauen und männliche Migranten; wo und wie äußert sich dies?

Die Frage nach den Bedürfnissen und Wünschen der Migrantinnen stellt die zentrale Frage der Arbeit dar, um überhaupt eine Idee davon zu haben, wie Migrantinnen den Freiraum in ihrem Quartier wahrnehmen und beurteilen. Die Differenzierung von ‚Bedürfnis‘ und ‚Wunsch‘ ist hierbei gezielt formuliert worden. Nach WAHRIG (1974: 591) bezeichnet ein ‚Bedürfnis‘ eine Notwendigkeit bzw. den Wunsch, einem Mangel abzuweichen. Es stellt daher ein Erfordernis dar. ‚Bedürftig sein‘ ist demnach als arm bzw. am Mangel leiden definiert. Ein ‚Wunsch‘ wird nach WAHRIG (1974: 4054) als Verlangen oder auch Begehren definiert. Es handelt sich hierbei um etwas, das man gerne haben, verwirklicht sehen möchte.

Der Unterschied zwischen beiden Begriffsdefinitionen liegt also im Stellenwert. Bei einem Bedürfnis handelt es sich um Existenzielles, weil man konkret an einem Mangel leidet, während ein Wunsch weniger notwendig bzw. dringender erscheint. Ein Wunsch arbeitet vielmehr an der Verbesserung des Vorhandenen.

Die zweite Frage hinterfragt die Gründe, die Migrantinnen aus Sicht der Expertinnen haben, Freiräume in Anspruch zu nehmen bzw. nicht in Anspruch zu nehmen. Hierauf fußt die Nachfolgende, die die Heterogenität der Gruppe der Migrantinnen ermittelt, um die Ergebnisse der Arbeit zu differenzieren. Inwiefern können die zuvor differenzierten Ergebnisse dann auf eine allgemeingültige Ebene transferiert werden und wo muss die Politik auf Einzelforderungen reagieren? Die dritte Frage soll darauf Antworten finden. Die vierte Frage beleuchtet eben diese Antworten auf die dritte Frage zusätzlich unter

der Vergleichbarkeit mit zwei weiteren NutzerInnengruppen, den männlichen Verwandten, die das Schicksal der ‚Heimatlosigkeit‘ der Migrantinnen teilen als auch ihren Geschlechtsgenossinnen, den deutschstämmigen Frauen.

Zum besseren Überblick werden die beiden Interviewbögen an die Expertinnen im Anschluss aufgeführt. Bei den Expertinnen I handelt es sich um die Wissenschaftlerinnen und Koordinatorinnen, die Expertinnen II umfassen die gesellschaftlich Frauen mit Migrationshintergrund. Die Nummerierung erfolgte durch den Grad des persönlichen Bezugs und unterliegt keiner Wertung.

Interviewleitfragen an Expertinnen I:

- Was machen Sie beruflich?
- Was für Erfahrungen machen Sie im Rahmen Ihrer Tätigkeit mit Migrantinnen und/oder deutschstämmige Frauen? Welchen Schwierigkeiten oder positiven Einstellungen begegnen Sie hier?
- Was bedeutet für Sie der Begriff „Integration“?
- Wie schätzen Sie das Verhalten von Migrantinnen ein? -Nehmen sie den Öffentlichen Raum für sich in Anspruch (Picknick im Park, Platznehmen in Straßencafes...) oder halten sie sich eher in ihren Wohnungen auf, bewegen sich unauffällig im Straßenbild?
- Können Sie Unterschiede bzw. Gemeinsamkeiten zu männlichen Migranten feststellen?
- Welche Bedeutung hat, in Ihren Augen, Öffentlicher Freiraum für Migrantinnen (Kontakte, Austausch, Lebensart,...)? Ist er ihnen wichtig oder ist ihnen z.B. die Wohnung / das Haus wichtiger? Wo treffen sie sich eher mit FreundInnen?
- Was glauben Sie, was für Bedürfnisse & Wünsche Migrantinnen an den Öffentlichen Freiraum haben?
- Was für Bedürfnisse und Wünsche haben Sie an den Öffentlichen Freiraum? Sehen Sie Gemeinsamkeiten oder Unterschiede zu Frauen mit Migrationshintergrund?
- Gibt es, Ihrer Meinung nach, Unterschiede im Verhalten sowie in den Bedürfnissen & Wünschen zwischen deutschstämmigen Frauen und Migrantinnen?
- Was könnte die Gesellschaft in Deutschland von Migrantinnen lernen? Haben sie andere Strategien zur Konfliktbewältigung, was für Fähigkeiten haben sie, die wir evt. dringend benötigen?
- Was können insbesondere deutschstämmige Frauen von Migrantinnen lernen?
- Wann gehen Migrantinnen anders mit Freiraum um als deutschstämmige Frauen oder männliche Migranten? Wo und wie äußert sich dies?
- Wo liegen, nach Ihnen, gravierende Unterschiede zwischen deutschstämmigen Frauen und Migrantinnen einerseits und männlichen Migranten andererseits?
- Was würden Sie im Interesse von Migrantinnen, was im Interesse der Integration verändern wollen (am Öffentlichen Freiraum)?

Interviewleitfragen an Expertinnen II:

- Wie sind Sie zu Ihrer Tätigkeit gekommen? Haben Sie hier eine spezielle Aufgabe?
- Was für Erfahrungen machen Sie im Rahmen Ihrer Tätigkeit mit anderen Migrantinnen und/oder deutschstämmige Frauen sowie mit Behörden und Politik? Welchen für Schwierigkeiten oder positiven Einstellungen begegnen Sie hier?
- Was machen Sie beruflich? (Sofern Sie nicht hauptberuflich für Ihren Verein arbeiten)
- Welcher Art ist Ihr Migrationshintergrund? (Kurzbiographie)
- Auf was für Vorurteile stoßen Sie in unserer Gesellschaft? Haben Männer und Frauen unterschiedliche Vorurteile oder gibt es Gemeinsamkeiten?
- Was bedeutet für Sie Integration?
- Was bedeutet, in Ihren Augen, Integration für eine Frau ohne Migrationshintergrund?
- Was kann unsere Gesellschaft von MigrantInnen lernen?
- Was können insbesondere deutschstämmige Frauen von Migrantinnen lernen?
- Welche Bedeutung hat der Öffentliche Freiraum für Sie (Kontakte, Austausch, Lebensart,...)? Ist er Ihnen wichtig oder ist Ihnen z.B. die Wohnung / das Haus wichtiger? Wo treffen Sie sich eher mit FreundInnen?
- Was für Bedürfnisse und Wünsche haben Sie an den Öffentlichen Freiraum? Sehen Sie Gemeinsamkeiten oder Unterschiede zu anderen Frauen mit Migrationshintergrund?
- Was würden Sie verändern wollen (am öffentlichen Freiraum)? Z.B. mehr Bänke, mehr Grün...
- Wann gehen Migrantinnen anders mit Freiraum um als deutschstämmige Frauen oder männliche Migranten? Wo und wie äußert sich dies?
- Wo liegen, nach Ihnen, gravierende Unterschiede zwischen deutschstämmigen Frauen und Migrantinnen einerseits und männlichen Migranten andererseits?

Im folgenden Kapitel werden die Expertinnen I und II kurz porträtiert, um ihre Antworten in einem besseren Kontext sehen zu können. Die Beantwortung der Untersuchungsfragen in Form der Interviews ist im darauffolgenden Kapitel zu lesen.

3.2 Expertinnenportraits

Um das weite Sachgebiet ihres Themas einzugrenzen, wählte die Verfasserin der Arbeit ihre Gesprächspartnerinnen bewusst aus Norddeutschland bzw. Niedersachsen und Bremen aus.

Das Thema der vorliegenden Arbeit ist ein weites Feld. Eine Diplomarbeit mit ihrer kurzen Bearbeitungszeit kann es niemals erschöpfend abhandeln. Aus diesem Grund erfuhr die Arbeit eine Eingrenzung unter anderem darin, dass die Gesprächspartnerinnen alle aus dem Norden Deutschlands kommen. Das Thema an sich bleibt dabei ein globales, während die vorliegende Arbeit sich darauf beschränken muss, eine Facette zu beleuchten. Dies werden die Meinungen von norddeutschen Wissenschaftlerinnen und Koordinatorinnen sowie Frauen mit Migrationshintergrund sein, die jetzt in Norddeutschland leben. Auch die Gruppe der Frauen, die sich beispielhaft für andere im Rahmen eines während der Diplomarbeit gelaufenen Workshops äußerten, wohnen im Norden Deutschlands - im Stadtviertel Bremen-Grohn. Auf den Verlauf des Workshops, seine Teilnehmerinnen, Ergebnisse und Erfahrungen wird in einem späteren Kapitel eingegangen.

Die Expertinnen erster und zweiter Ebene werden kurz porträtiert, um ihre Antworten in einem besseren Gesamtkontext stellen zu können.

Die Koordinatorinnen und Wissenschaftlerinnen auf politisch-verwaltungstechnischer Ebene

Das Kurzporträt wird begonnen mit **Dr. Christa Müller**, die zugleich eine Ausnahme bildet, wenn der Nordcharakter der Arbeit beachtet wird. Sie als Gesprächspartnerin auszuwählen liegt darin begründet, dass sie einen nicht unerheblichen Beitrag geleistet hat, die Internationalen Gärten in Göttingen einer breiten Öffentlichkeit wie auch PolitikerInnen bekannt zu machen.

Nach ihrem Studium der Soziologie und Politikwissenschaften in Bielefeld, Marburg, Berlin und Sevilla forschte sie in Costa Rica, Mexiko und Westfalen. Christa Müller begründete das Institut für Theorie und Praxis der Subsistenz. Seit 1999 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin der Münchner Forschungsgesellschaft *anstiftung* und lehrt an der Universität Innsbruck. Heute ist Dr. Christa Müller Geschäftsführerin und Forscherin bei der Stiftung Interkultur in München. Sie hat viele Veröffentlichungen zu ihren Forschungsergebnisse herausgegeben. Die Ergebnisse ihrer Studien zu den Internationalen Gärten in Göttingen hat sie unter anderem in ihrem Buch ‚Wurzeln schlagen in der Fremde‘ (ökom Verlag) zusammengefasst. Aufgrund des intensiven Verständnisses Dr. Christa Müllers für Integrationsprozesse als auch ihrer Forschungen im norddeutschen Raum wegen, bat die Autorin der vorliegenden Arbeit in München um ein Interview an. Die Ergebnisse sind im folgenden Kapitel zu erfahren.

Sibylle Nass ist Leiterin des Flüchtlingsbüros im Rahmen des gemeinnützigen Vereins-

Kargah in Hannover. Der Verein hatte sich in den 90er Jahren gegründet. InitiatorInnen waren ExiliranerInnen, die Räume suchten, um sich gegenseitig austauschen und anderen helfen zu können. Der Kargah e.V. stellt mittlerweile eine feste Institution in Hannover dar und besitzt wohl die größte Bibliothek iranischer Literatur in Eigenregie. Sibylle Nass, Diplom-Sozialpädagogin, leitet das Flüchtlingsbüro und berät bei Asylverfahren, Aufenthaltsrecht, Arbeitssuche und mehr. Sie ist außerdem engagiert im Rahmen der allgemeinen Frauenbildung und vertreten in zahlreichen Netzwerken.

Die Quartiersmanagerin von Bremen-Grohn, **Eva Storck-Treudler** ist vormals im Jugendamt tätig gewesen. Seit 3 ½ Jahren begleitet sie als Quartiersmanagerin die Geschehnisse in der Grohner Düne. Die Grohner Düne befindet sich im Bremer Stadtviertel Grohn und betrifft allein die dort befindliche ‚Hochhaus-Insel‘. Die Ergebnisse ihrer Zuständigkeit machen sich aber auch in der Umgebung bemerkbar. Grohn ist ein starker sozialer Brennpunkt und eines der anerkannten Gebiete Bremens, die das Bundesprogramm ‚Soziale Stadt‘ und das Landesprogramm ‚WiN‘ kombiniert. Eva Storck legt besonderes Gewicht auf die Arbeit mit Jugendlichen sowie auf das Thema Sicherheit vor Ort. Weitere Informationen über das Quartier werden in Kapitel 4 erläutert.

Die Diplom-Sozialpädagogin **Regina Weber** arbeitet ebenfalls im Rahmen des Bundes- und Länderprogramms ‚Soziale Stadt‘ und ‚WiN‘. Sie arbeitet mit dem Schwerpunkt Erwachsenenarbeit als Projektleiterin im Haus-der-Zukunft in Bremer Stadtviertel Lüssum-Bockhorn seit 1992. Lüssum-Bockhorn liegt noch weiter an der nördlichen Peripherie Bremens als der Stadtteil Grohn. Regina Weber entwickelte bereits zahlreiche Projekte für die Migrantinnen vor Ort im Rahmen von Spielplatzerneuerungen, dem Bau eines Backhauses, Verkehrsberuhigungen im Quartier. Sie organisierte eine Nähwerkstatt für die Frauen sowie den Frauentag, an dem alle Kulturen zusammen kommen. Das von ihr ins Leben gerufene Photoprojekt unter dem Thema ‚Wie sehe ich meine Umwelt?‘, erhielt große Aufmerksamkeit in der regionalen Presse.

Prof. Dr. Heide Inetveen musste leider das Interview wegen Arbeitsüberlastung absagen. Besonders bedauerlich ist auch, dass kein Kontakt zu **Prof. Dr. Elcin Kürsat-Ahlers** hergestellt werden konnte. Die Autorin hätte es sehr gefreut, gerade diese Wissenschaftlerin zu interviewen, da sie gleichzeitig über einen Migrationshintergrund verfügt und somit eine Verbindung zwischen den Expertinnen I und II hätte darstellen können.

Die gesellschaftlich aktiven Frauen mit Migrationshintergrund

Nehajad Abid, in den 50er Jahren in Bagdad geboren und aufgewachsen, machte zu Beginn der 70er Jahre ihr Abitur und 1976 ihren Abschluss in Arabistik an der Universität Bagdad. Hernach erhielt arbeitete sie als Lehrerin an einem Gymnasium. 1982 musste sie in den Iran fliehen und absolvierte dort 1983 einen einjährigen Kurs in islamischen Wissenschaften, um weiterhin als Lehrerin tätig sein zu können. 1990 reiste sie in die Bundesrepublik ein. Hier gebar sie im folgenden Jahr ihre Tochter Susan.

Zwischen den Jahren 1991 und 1993 absolviert sie zwei Sprachkurse und einen Intensiv-Kurs in EDV an der VHS, um sich fortzubilden. 1995 erhält sie daraufhin eine BSHG-Stelle von der Stadt Göttingen. Allerdings nur für ein Jahr.

In einer Teestube, einer Aktion des Beratungszentrums für Flüchtlinge in Göttingen, erfährt sie im Mai 1996 von dem Projekt der Internationalen Gärten. Dieses Projekt ist zwischenzeitlich mehrfach ausgezeichnet worden und bundesweit bekannt. Bis heute ist Nehajad Abid für den Verein Internationale Gärten e.V. ehrenamtlich tätig und erläutert die Leitziele des Vereins auf vielen Veranstaltungen quer durch Deutschland den vielen Interessierten. Auch Dr. Christa Müller profitierte während ihrer Studien von Nehajad Abids umfangreichem Wissen über die Materie und ihrer großzügigen Bereitschaft Auskunft zu geben.

Hülya Feise ist die Projektleiterin des Modellprojekts gEMiDe in Hannover. Die gEMiDe ist ein Modellprojekt zur Förderung des gesellschaftlichen Engagements von MigrantInnen und eingebürgerten Deutschen durch ehrenamtliche Tätigkeit. Es erfährt ideelle und finanzielle Unterstützung von der Landeshauptstadt Hannover (insbesondere durch das Referat für interkulturelle Angelegenheiten). Unter Anknüpfung an die Leitlinie „Demokratische Teilhabe“ wurde die Projektidee entwickelt, sich ab Mitte des Jahres 2001 an alle Migrantinnen und Migranten und eingebürgerte Deutsche zu wenden, mit dem Ziel, die gegenseitige Integrationsbereitschaft und den Ausbau der individuellen Fähigkeiten zu fördern. Hülya Feise vertritt außerdem die Basis der MigrantInnen in der Projektgruppe 5: Migration / Integration des Bundesnetzwerks Bürgerschaftliches Engagement (BBE) und ist Gründungsmitglied des Arbeitskreises ‚Beteiligung von MigrantInnen – Arbeitskreis aus VertreterInnen städtischer Fachbereiche und VertreterInnen von MigrantInnenorganisationen‘ in Hannover.

Die Reaktionen auf Interviewanfragen bei gesellschaftlich aktiven Migrantinnen waren bedauerlicher und überraschender Weise zurückhaltend. Selbst bei festen Zusagen zur schriftlichen Befragung waren Hülya Feise und Nehajad Abid die einzigen Frauen, die die Fragen der Autorin beantwortet zurückschickten. Angeschrieben aufgrund fester Zusagen waren insgesamt fünf Frauen, die hier jedoch namentlich nicht genannt werden sollen. Trotz mehrfacher freundlicher Nachfrage konnte kein weiterer Kontakt mit dreien der Frauen hergestellt werden. Der Informationsgehalt der Expertinnen II ist aufgrund der ausführlichen Beantwortung seitens Hülya Feise und Nehajad Abid gesichert.

Die Sicht der Fachfrauen 3.3

Dieses Kapitel fasst die Antworten der Interviewpartnerinnen zusammen und setzt sie zueinander in Beziehung.

Zur Erinnerung sind die vier Untersuchungsfragen noch einmal vorangestellt:

1. Was für Bedürfnisse und Wünsche stellen Migrantinnen an den Öffentlichen Freiraum?
2. Wo und wie entspricht der Freiraum nicht den Bedürfnissen von Migrantinnen?
3. Gibt es Gemeinsamkeiten / Unterschiede innerhalb der Gruppe der Migrantinnen? Um welche handelt es sich und inwiefern sind sie zu erklären hinsichtlich Herkunft, Alter oder Bildung?
4. Zu welchen Anlässen gehen Migrantinnen anders mit Freiraum um als deutschstämmige Frauen und männliche Migranten; wo und wie äußert sich dies?

Die Darstellung der Antworten wird getrennt nach den Fragen geschehen.

Die erste und zentrale Frage nach den Bedürfnissen und Wünsche, die ihrer Meinung nach Migrantinnen an den öffentlichen Freiraum stellen, beantwortet MÜLLER (2004, schriftl.) zunächst mit der Feststellung, dass selbiger an sich für die Migrantinnen in Göttingen „extrem wichtig“ (MÜLLER 2004, schriftl.) sei. Den öffentlichen Raum in Form einer Parzelle, sprich eines Gartens, in Anspruch nehmen und darüber öffentlich diskutieren zu können sei zum einen wichtig, weil dies ihnen die Möglichkeit biete, neue Freiräume in der Gesellschaft zu gewinnen. Zum anderen sei er wichtig, da die Wohnungen der Migrantinnen, die sie in Göttingen im Verlauf ihrer Forschungen kennen gelernt hat, eher beengt sind. Da es sich bei ihren Treffpunkten um nicht-kommerzielle Orte, also nicht um Cafés o.ä. handelt, stelle der Garten neben den Wohnungen einen Ort dar, der „jenseits der kulturspezifischen Imaginationen von Privatheit und Öffentlichkeit angesiedelt“ (MÜLLER 2004, schriftl.) wäre. Der Öffentliche Raum den die Internationalen Gärten bieten, gibt den Frauen die Chance, sich treffen zu können „ohne dem Ehrenkodex patriarchaler Familienverbände unterworfen zu sein“ (MÜLLER 2004, schriftl.). MÜLLER (2004, schriftl.) beschließt ihre Antwort, indem sie bekräftigt, dass Migrantinnen zunächst das Bedürfnis haben, sich überhaupt an einem nicht-kommerziellen Ort treffen zu können. Hieraus entwickle sich dann der Wunsch nach einem Ort, der groß genug ist, um sie alle beherbergen zu können sowie insoweit neutral bzw. geschützt ist, dass keine kulturellen Normenverstöße zu befürchten sind.

Diesem stimmen grundsätzlich auch die anderen Expertinnen zu. STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) bestätigt die Wichtigkeit, Migrantinnen eine Plattform anzubieten auf der sie dann soziale Kontakte in Ruhe pflegen und gerade auch tägliche Alltagsprobleme miteinander bereden könnten. Der Vorteil ihres Quartiers sei dabei dessen „Insel-Charakter“ (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.), weil dadurch alles schneller persönlich werde und sich vieles konzentriere. Zusammen mit dem Faktor Zeit sei der Einsatz mit Leib und

Seele für sie und ihre MitarbeiterInnen wichtig, um Vertrauen auf persönlicher Ebene schaffen zu können.

STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) erläutert dabei näher, warum nach ihren Erfahrungen Migrantinnen soviel Wert auf den Öffentliche Freiraum legen. Es existiere, wie u.a. auch MÜLLER (2004, schriftl.) und NASS (2004, mdl.) es ansprachen, ein Ehrenkodex in der arabischen Kultur, der zum einen eine stets sehr saubere Wohngebiete und zum anderen eine extreme Gastfreundschaft. Dieser Ehrenkodex belaste die „Frauen doppelt“ (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.) im Vergleich zu ihren Männern, da ihnen die Hausarbeit, also die Organisation um den Besuch obliegt. Diese Verpflichtungen ließen Besucher oft als eher lästig erscheinen, auch wenn dies keine der Frauen öffentlich zugeben würde. Es liegt also nicht allein an der Größe der Wohnung, sondern auch an kulturellen Gepflogenheiten, die den öffentlichen Freiraum für Migrantinnen so wichtig erscheinen lässt.

Der öffentliche Freiraum biete die Möglichkeit, sich auf quasi neutralem Grund und Boden sehen zu können, zusammen zu reden und zu essen, ohne den Ehrenkodex brechen zu müssen.

Aus diesen Gründen seien auch, so STORCK-TREUDLER (2004, mdl.), Sitzplätze wie Parkbänke zusammen mit Tischen für Migrantinnen im öffentlichen Freiraum sehr wichtig. Hier könnten die sich die Migrantinnen zusammenfinden, um zu kommunizieren und gemeinsam zu essen. Eine schlichte Bank an der Haustür reiche aber auch in vielen Fällen - insbesondere der älteren Generation, die dann das Kommen und Gehen der anderen beobachten könnte. Die junge Generation, die meist hier geboren ist, lehne diese Form der sozialen Kontrolle selbstverständlich ab - wie ihre deutschstämmigen Gleichaltrigen es wohl ebenfalls täten.

WEBER (2004, mdl.) weiß durch eine vorangegangene Zukunftswerkstatt, initiiert vom Haus der Zukunft, von weiteren Details zu berichten. Migrantinnen wollten vor allem viel Grün. Viele kämen aus den ländlichen Regionen ihrer Ursprungsländer hier in deutsche Großstädte und würden die Weite und die viele Natur um sich herum sehr vermissen. Dies bestätigt auch NASS (2004, mdl.), die während ihres Interviews von der Durchführung eines Projektes der Arbeiterwohlfahrtsorganisation (AWO) zusammen mit der Stadt Hannover in den Kleingärten Hannovers erzählte.

Laut WEBER (2004, mdl.) haben sich die Migrantinnen während der Veranstaltung vor allem Parks gewünscht mit viel Platz und Spielplätzen, damit ihre Kinder toben könnten während sie sich ungestört untereinander austauschen. Es bestünde aber auch der Wunsch nach geschlossenen Räumen, die aufgrund kultureller Besonderheiten nach Geschlechtern getrennt werden können. Eine multifunktionale Sporthalle mit zusätzlicher Kinderbetreuung, so wurde artikuliert, würde vielen gefallen, aber auch ein See bzw. ein Schwimmbad wünschen sie sich.

Nach den Erfahrungen WEBERs (2004, mdl.) ist die „Schaffung unterschiedlichster Räume wichtig“. Diese Aussage wird insbesondere von NASS (2004, mdl.) bestätigt. Es gäbe sehr wohl auch Abneigungen unter den vorhandenen Kulturen, die sich unter anderem darin äußern, dass sich kulturell eigene Räume ausbildeten: hier sind eher Rus-

sinnen vorzufinden (etwa in der Nähstube), dort die Libanesinnen, dort hinten Iranerinnen. Überschneidungen gäbe es nur, wenn sie von außen unmissverständlich auferlegt würden, wie etwa in der Schule oder auch während des vom Haus der Zukunft organisierten Frauentags, so WEBER (2004, mdl.). Ähnliches wusste auch STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) aus ihrem Quartier zu berichten, obwohl es dort nicht in solchem Maße auftritt wie in Lüssum-Bockhorn.

Die Abneigungen sollten zunächst akzeptiert und pragmatisch mit ihnen umgegangen werden, so WEBER (2004, mdl.). Warum sollten auch Menschen, deren Kulturen sich seit Jahrzehnten Misstrauen entgegenbringen, plötzlich in der Fremde, die ja mehr Unsicherheiten mit sich brächte, sämtliche Vorurteile über Bord werfen (vgl. MEHRABIAN 1987: 18f)? Der erste Schritt in Richtung Integration sei ein friedfertiges „Nebeneinander“ und nicht bereits das „Miteinander“ (WEBER 2004, mdl.). Dies sei ein Schritt zuviel und könne nicht geleistet werden, weder seitens der Migrantinnen noch seitens des Teams vom Haus der Zukunft, das die Migrantinnen täglich betreue. Indem die Eigenarten gefördert würden, um den kulturellen Hintergrund zu stärken und die eigenen Freiräume zugestanden würden, könnten sich die Migrantinnen laut WEBER (2004, mdl.) und NASS (2004, mdl.) dann auch an anderen Orten bzw. zu anderen Anlässen oft erst für andere Nationalitäten öffnen.

ABID (2004, schriftl.) pflichtet dem Wunsch nach viel Grün bei. Sie benennt ihren Garten zudem als Quelle gesunder Nahrung. Bei der Arbeit im Garten könnten ganz nebenbei soziale Unterschiede überwunden werden. Dies gelte besonders für die Internationalen Gärten, da hier das Regelwerk, dem bei der Gründung alle zugestimmt hätten, z.B. die Sharia verbiete und den Garten als neutralen Ort der Arbeit und Zusammenkunft qualifiziere. Dies sei besonders wichtig für die arabischen Frauen wie ABID (2004, schriftl.) äußert, da sie sich dort ungezwungen bewegen könnten. Sonst blieben ihnen nur die eher kleinen Wohnungen (vgl. Kapitel 2.4) zum Treffen und Austausch oder das Migrationszentrum der Stadt Göttingen. In ihren Ursprungsländern hätten sie sich in ihren Häusern bzw. ihren Gärten an den Häusern getroffen, aber einen solchen Lebensstandard hätten die meisten hier nicht. Auch sei es wichtig, nach draußen zu gehen, um so mit der Gesellschaft besser in Kontakt treten zu können.

FEISE (2004, schriftl.) bestätigt das Bedürfnis nach einem Treffpunkt im Grünen. Sie spricht zudem von überdachten und im Winter auch beheizten Sitzmöglichkeiten. Sie selbst bevorzuge als Treffpunkt den Spielplatz, da auch ihre Freundinnen meist Kinder hätten. Warum deutsche Frauen der Kultur, sich mit selbstmitgebrachtem Tee im öffentlichen Freiraum zu treffen, skeptisch gegenüber stehen und für „Kaffee und Kuchen einen halben Stundenlohn ausgeben“, nur um sich kurz unterhalten zu können, ist ihr persönlich unverständlich (FEISE 2004, schriftl.). Migrantinnen hätten kein Geld, um dies für Eintrittsgelder o.ä. auszugeben zu können und zudem die Kinder dabei.

Die zweite Frage rückt die Defizite vorhandener Freiräume ins Licht: wo und wie entspricht der Freiraum nicht den Bedürfnissen von Migrantinnen?

STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) greift hier zunächst, wie zuvor WEBER (2004, mdl.), die Tatsache heraus, dass deutsche Sozialarbeiterinnen nicht von sich aus, ihrem deutschen Blickwinkel her denken dürften, sondern möglichst aus der Sicht der jeweiligen Migrantin die Situation bewerten sollten. Sie erzählt von den schwierigsten Fällen, den Frauen, die als sogenannte Heiratsmigrantinnen nach Deutschland kommen. Rund 27% der türkischen Männer in Bremen gaben bei einer Studie des Sozialministeriums an, dass sie sich ihre Ehefrau auf jeden Fall in der Türkei suchen würden, so STORCK-TREUDLER (2004, mdl.). Die Frauen dort seien traditioneller erzogen und darum bessere Ehefrauen (wobei nicht verschwiegen werden soll, dass dies teils auch andersherum geschieht, wenn auch viel seltener).

Laut STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) ist es sehr schwer an diese Frauen „heranzukommen“. Sie hätten meist wenig Bildung, da sie tendenziell eher aus den einfacheren ländlichen Regionen der Türkei stammten. Familiäre Unterstützung von dort würden sie selten bis gar nicht erfahren.

Diese Tatsache ist mit kulturellen Unterschieden zwischen dem Occident und dem Orient zu erklären. Die Frauen sind dazu verpflichtet, ihre eigene Familie aufzugeben, um ganz in der Familie ihres Ehemannes aufzugehen. Zu früheren Zeiten sahen sie ihre Eltern, Brüder und Schwestern nur selten in ihrem Leben wieder (vgl. KÜRSAT-AHLERS 2003).

Diese Frauen können darum sehr wohl liebende Familien in ihren Ursprungsländern besitzen, die sich Sorgen um sie machen und ihnen alles Gute dieser Welt wünschen (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.). Es müssten keine tyrannischen Väter sein, die ihre Töchter meistbietend verkaufen. Aber, nach der Heirat seien ihnen die Hände gebunden, sie besäßen dann keine Tochter mehr.

In Deutschland in ihrer neuen Familie jedoch seien die meist jungen Frauen, so STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) oft nichts als bessere „Hausklavinnen“ der tyrannischen Schwiegermütter. Sie müssten unglaubliche häusliche Gewalt gleich weder Form ertragen und würden quasi in den beengten Wohnungen „kaserniert“ (NASS 2004, mdl.) werden. Aufgrund dieser Sachlage könnten die Migrantinnen kaum bis kein Deutsch, was die Kontaktaufnahme durch die Sozialarbeiterinnen erschwere. Soziale Netzwerke mit anderen Migrantinnen seien ebenfalls schwer für sie zu knüpfen. Mit diesen hätten sie zwar zumindest eine gemeinsame Sprache, aber keine Möglichkeiten sich aus freien Stücken mit ihnen zu treffen.

Diesen Frauen brächten deutsche Feministinnen wenig Hilfe. Ihnen zu sagen, dass sie sich öffentliche Plätze greifen, sich einfach auf Parkbänke setzen und über eigene Freiräume diskutieren sollten, sei utopisch und fern jeder Realität und konkreter Sachlage (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.; WEBER 2004, mdl.; NASS, 2004, mdl.; KRUMMACHER & WALTZ 1996: 149).

Hier sei es besonders wichtig die Plattform, die sie und ihre KollegInnen anbieten in einen Rahmen zu setzen, der etwa Geschlechtertrennung voraussetzt, um den Migrantinnen überhaupt die Chance bieten zu können, Freiraum im Sinne eines freien Raums von der Familie ihrer Ehemänner erfahren zu können (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.). Schlechte Grünflächen oder Verkehrsanbindungen seien für sie nebensächlich, da sie

sie ohnehin nicht in Anspruch nehmen und als etwaig defizitär bestimmen könnten. STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) weist aber genauso daraufhin, dass sie zwar sehr viel an den Außenanlagen ihres Quartiers im Rahmen des WiN Programms hat positiv verändern können und dies „ihre“ Migrantinnen auch schätzen würden. Dennoch sei es für die Frauen in erster Linie wichtig überhaupt die Möglichkeit öffentlicher Freiräume zu haben. Dies bestätigt auch NASS (2004, mdl.). Erfahrungsgemäß seien zum einen die Wohnungen der Migrantinnen zu klein, um die vielen anderen Frauen einladen zu können, einmal abgesehen von vorhandenen Ehrenkodexen, zum anderen aber sei die orientalische Kindererziehung in den Augen STORCK-TREUDLERs (2004, mdl.) mit europäische Kindererziehung der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts zu vergleichen. Eine gute Mutter sei, wer seinen Kindern heile und saubere Kleidung angedeihe und darauf achte, ihnen gutes Essen zu bieten. Ansonsten hätten die Kinder möglichst ruhig zu sein und die Erwachsenen nicht zu stören (STORCK-TREUDLER 2004, mdl., WEBER 2004, mdl.).

Die Kinderzimmer etwa besäßen in der Regel kein Spielzeug. Um sich ungestört mit den anderen Müttern unterhalten zu können und den Kindern trotzdem die Möglichkeit zu bieten, sich auszutoben, sei es extrem wichtig, aus den Wohnungen herauszukommen und sich z.B. auf Spielplätzen treffen zu können. Freiräume für Migrantinnen müssen darum immer neben allgemeinem Grün auch Möglichkeiten für die Kinder zum Spielen bieten können (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.; WEBER 2004, mdl.; FEISE 2004, schriftl.). Ein Freiraum, der nicht auf die Bedürfnisse von MigrantInnenkindern eingeht sei nicht als Freiraum für Migrantinnen geeignet, so STORCK-TREUDLER (2004, mdl.).

WEBER (2004, mdl.) thematisiert ebenfalls die Wohnungszuschnitte als Hauptproblem für Migrantinnen. Diese ermöglichten oft auch erst eine Problemstellung und Problemverschärfung was persönliche Freiräume für die Migrantinnen betreffe. Die aktuelle Wohnungspolitik müsse das strukturelle Problem lösen, dass zu viele Menschen auf zu geringem Raum lebten. Auch sie ist der Meinung, dass Migrantinnen es aufgrund kultureller Unterschiede gewohnt sind, sich draußen im Grünen zu treffen und hier ihre sozialen Kontakte zu pflegen, sie hierzu aber oft auch aufgrund ihrer Wohnverhältnisse gezwungen würden (WEBER 2004, mdl.). In Deutschland herrschten andere klimatische Verhältnisse und es sei nicht so, dass die Migrantinnen sich immer gerne bei Wind und Wetter außerhalb ihrer Wohnungen trafen (vgl. FEISE 2004, schriftl., siehe oben). Aus diesen Gründen seien öffentliche Freiräume unzulänglich, wenn sie keine nicht-kommerziellen Sitzmöglichkeiten im trockenen und windgeschützten Raum böten, sondern allein eine ebene Rasenfläche. Diese Räume dürften auch nicht eindimensional ausgerichtet und auf ein zwanghaftes multikulturelles Miteinander ausgerichtet sein, da ihren Erfahrungen nach, die Frauen u.a. ihre kulturellen Besonderheiten ausleben wollten.

ABID (2004, schriftl.) stellt neben den Defiziten der konkreten physischen öffentlichen Freiräume die Möglichkeiten des abstrakten öffentlichen Freiraumes für Migrantinnen in Frage. Der juristische Raum sei zum einen noch unzureichend geklärt, etwa in Bezug auf die Anerkennung von Leistungen und Titel, die in ihren Ursprungsländern erworben

wurden. Zum anderen sollte sich die deutsche Gesellschaft den Kulturen der Migrantinnen mehr öffnen. Sie wolle die vielen schönen und guten Elemente der Migrantinnen meist gar nicht kennen lernen und stattdessen auf ihrem eigenen Status quo beharren (ABID 2004, schriftl.). Diese Eigenschaft deutscher BürgerInnen bemängelt auch FEISE (2004, schriftl.) in ihrem Interview.

Anhand der bereits vorliegenden Informationen wird man ahnen können, dass die Frage nach dem Vorhandensein von Gemeinsamkeiten bzw. Unterschieden innerhalb der Gruppe der Migrantinnen jeweils mit ‚Ja‘ beantwortet werden kann. Inwieweit dies hinsichtlich Herkunft, Alter und Bildung seitens der Expertinnen erläutert wird sollen die folgenden Absätze klären.

STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) berichtete von gewissen Konkurrenzsituationen bzw. Rivalitäten zwischen den einzelnen Nationalitäten. Besonders hervorzuheben seien hier Türkinnen und Kurdinnen. Beiden eigen sei, so STORCK-TREUDLER (2004, mdl.), ein eher loses Verhältnis zur Zeit. Sie kämen beide niemals zu einer festen Uhrzeit, etwa Punkt 10.00 Uhr, sondern z.B. zwischen 10.00 Uhr und 12.00 Uhr. Sie sähen nicht die Notwendigkeit, einen genauen Termin wie z.B. 10.50 Uhr einzuhalten. Wissen aber die Türkinnen ihres Quartiers, dass zum Treffen X auch die kurdischen Migrantinnen kommen, dann versuchten sie zumindest pünktlicher als diese zu sein (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.).

Allen arabischen Migrantinnen sei außerdem gemeinsam, dass sie selten allein im öffentlichen Raum anzutreffen sind. Ihr Auftreten, bewusst oder unbewusst, finde zu vielen in der Gruppe statt. Laut lachend nähmen sie die Bürgersteige in der Grohner Düne und auch in der Einkaufszone Vegesacks in Anspruch. Sind sie wider Erwarten einmal allein anzutreffen, kehre sich das Bild ins Gegenteil um. Sie seien unauffällig und möglichst rasch unterwegs. Ihre Welt sei die Gruppe, nicht so sehr die Individualität, so STORCK-TREUDLER (2004, mdl.).

Dies könnte durch MEHRABIAN (1987: 18f) erklärt werden, der in „Räume des Alltags“ schreibt, dass Umgebungen mit hohem Reizvolumen komplex und unbekannt seien. Sie böten Ungewissheit, was den Menschen in ‚Alarmbereitschaft‘ versetze. Er bräuchte höchste Aufmerksamkeit, um die Situation schnell auffassen zu können. Der Mensch versuche ein System, eine Struktur in ihr zu entdecken, die er kenne, um ihre Komplexität zu reduzieren. Die größte Ungewissheit aber sei der Mensch selbst, besonders der Fremde. Er sei in seinem Verhalten nicht einschätz- und damit unvorhersagbar. Darum ginge der Mensch lieber in der Gruppe mit Freunden und Bekannten, zumindest aber mit mindestens einer weiteren bekannten Begleitperson in einen ihm fremden Raum gleich weder Art (Cafe, Straße o.ä.). Indem der neue Raum mit vertrauten Personen erkundet würde, erschiene dieser zugleich reizärmer und dadurch gefahrloser und weniger Angst einflössend.

Essen - im Sommer etwa das Grillen - spiele bei allen Migrantinnen eine große Rolle. In Korrelation mit der Tatsache, dass sie sich häufiger im Freien treffen, sei den Frauen darum der neue Grillplatz der Grohner Düne sehr wichtig. Dorthin nähmen sie sich auch einfach eine Decke für den Rasen mit wenn die Sitzplätze alle belegt sind, um sich dann dort nieder zu lassen –egal welchen Alters (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.). Sie seien alle recht unkompliziert, was dies angehe. Und, wie bereits oben erwähnt, ist allen Frauen das Bedürfnis gemeinsam, genügend Spielplätze zu Verfügung zu haben, um ihre Kinder toben lassen zu können (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.; NASS 2004, mdl.).

Die üblichen Generationenkonflikte würden selbstverständlich auch in den MigrantInnenfamilien vorkommen und seien kein eigenes kulturelles Problem. Die Kinder, oft erst hier in Deutschland geboren oder aber sehr jung mit herüber gekommen, empfänden die soziale Kontrolle häufig als lästig - aber welche junge Generation würde schon gerne von der älteren Generation beobachtet.

Dennoch sieht STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) einen großen Unterschied zwischen den Migrantinnen ihres Quartiers und denen aus Göttingen, die an dem Projekt der Internationalen Gärten teilnehmen. Bei „ihren“ Migrantinnen handele es sich zumeist um Arbeitsmigrantinnen, bei den Internationalen Gärten aber eher um Frauen mit Flüchtlingshintergrund. Dies bestätigt auch MÜLLER (2004, schriftl.) in ihrem Interview. Sie bekräftigte dabei die starke Verknüpfung von Gartenarbeit und Wiederverortung seitens der Migrantinnen.

Bei einer Diskussionsrunde zwischen Eva Storck-Treudler und den Migrantinnen der Grohner Düne, ob diese nicht auch ein derartiges Projekt in Grohn aufbauen wollten, stellte die Quartiersmanagerin fest, dass die Frauen die Idee eines Schrebergartens hervorragend fanden. Es bestand allerdings der gedankliche Unterschied, dass sich „ihre Frauen“ (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.) einen Schrebergarten nicht wünschten, um eine Möglichkeit zu haben, sich auf neutralem und sicheren Raum in einer festen Gemeinschaft verorten zu können. Die Migrantinnen der Grohner Düne wollten ganz pragmatisch große Parzellen besitzen, um dort möglichst viel „Masse“ (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.) anpflanzen zu können. Und zwar ohne Kompromisse und gemeinschaftliche genutzten Parzellen. Sie wollten Eigentum, auf dem sie allein entscheiden konnten und von einer Größe, dass sich der Gemüseanbau auch wirtschaftlich für die Familie lohne. Also keine Ideologien, sondern Einsparungen waren das Bedürfnis der Frauen aus STORCK-TREUDLERs Quartier.

Ein Projekt wie das der Internationalen Gärten wurde daher bislang nicht in Bremen-Grohn in Angriff genommen. STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) erklärt sich dies zum einen dadurch, dass die Migrantinnen bei ihr meist die Zeit gehabt hätten, sich zumindest gedanklich von ihren Ursprungsländern zu lösen. Sie seien nach einem sozusagen aktiven Entscheidungsprozeß aus ihren Ursprungsländern fort gegangen. Flüchtlinge dagegen würden überrascht und verlören durch die schrecklichen und heftigen Erlebnisse auf der Flucht viel eher die eigenen Wurzeln (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.; NASS

2004, mdl.; MÜLLER 2004, schriftl.). Ihnen werde durch die Flucht alles genommen und sie gingen in keinsten Weise freiwillig und aktiv aus ihrer Heimat fort. Zudem gäbe es in der Grohner Düne bereits ein ähnliches Bildungsprogramm mit Sprachunterricht und vielen zusätzlichen VHS-Kursen und Projekten. Dieses Bildungsprogramm stelle bei den Internationalen Gärten einen wichtigen Pfeiler dar, der in Grohn aber nicht mehr benötigt würde. Aus diesen und weiteren Gründen wurden daher für Interessentinnen und ihre Familien Parzellen in ‚normalen‘ Schrebergärten der Umgebung gefunden.

WEBER (2004, mdl.) weist zudem auf den Zeitfaktor hin, um unterschiedliche Verhaltensweisen bei Türkinnen und Kurdinnen zu erklären. Die türkischen Frauen in Lüssum-Bockhorn seien als Arbeitsmigrantinnen, die bereits vor Jahren nach Deutschland kamen einfach schon integrierter als ihre kurdischen Geschlechtsgenossinnen. Die kurdischen Frauen hätten insgesamt eine sehr viel schlechtere Bildung als die Türkinnen und müssten zumeist erst das Lernen erlernen. Aus diesen Gründen sei es laut WEBER (2004, mdl.) so schwierig, ihnen Lesen und Schreiben beizubringen. Die SozialarbeiterInnen müssten auf ganz anderen Ebenen beginnen als etwa bei den türkischen Frauen.

Bedingt durch die daraus folgende stärkere Abgrenzung der Kurdinnen von ihrer Umwelt, sei deren täglicher Raumgriff auf geringe Distanzen beschränkt. Sie nähmen sich ihre Räume im näheren Wohnumfeld und vermieden es, diese Räume mit anderen Nationalitäten teilen zu müssen. Dies wird seitens der anderen Nationalitäten respektiert, die ebenfalls genauso verfahren würden (WEBER 2004, mdl.; NASS 2004, mdl.).

Die Gruppe der türkischen Frauen aber, die bereits stärker in die Gesellschaft in Lüssum-Bockhorn integriert seien, würde ihren Radius über das Wohnumfeld ausdehnen. Der deutschen Sprache mächtiger, seien sie durch sie in viel stärkerem Maße in der Lage, sich relativ sicher außerhalb des ‚heimatlichen‘ Umfeldes bewegen und zurecht finden zu können. Könne man keine Straßenschilder lesen, bestünde z.B. die Unsicherheit sich zu verlaufen. Doppelt schlimm, wenn man dann auch niemanden um Hilfe bitten kann.

Grundsätzlich sieht aber auch WEBER (2004, mdl.) Migrantinnen Raum gleich welcher Art hauptsächlich in der Gruppe in Anspruch nehmen und erkunden. Jüngere türkische Frauen stellten hier eine Ausnahme dar. Die modernen, sich eher an westlichen Standards orientierenden Frauen seien vermehrt allein unterwegs.

ABID (2004, schriftl.) und NASS (2004, mdl.) bekräftigen diese Beobachtung. Besonders die orientalischen Frauen, die auch hier geboren sind wollten wie ihre deutschen FreundInnen leben und gingen ins Kino, in Kneipe oder Disko. Sie setzten sich entweder ihren Eltern gegenüber durch oder gingen heimlich aus. Sie stünden zwischen zwei Welten, seien aber eben auch in Deutschland verwurzelt. Damit besäßen sie eine andere Ausgangslage als ihre Mütter, Tanten und Großmütter.

Inwiefern unterscheidet sich der Umgang der Migrantinnen mit öffentlichem Freiraum von dem deutschstämmiger Frauen bzw. dem der männlichen Migranten? Wo und wie

äußert sich dies?

MÜLLER (2004, schriftl.) und FEISE (2004, schriftl.) geben hier zu bedenken, dass die Unterscheidung ‚deutsch‘ oder ‚nicht deutsch‘ nicht entscheidend sei. MÜLLER (2004, schriftl.) schlägt vor, es sei vielmehr sinnvoller zu unterscheiden zwischen Menschen, die sozialisiert wurden in einer hochmodernisierten, durchrationalisierten, säkularen Gesellschaft auf der einen Seite und denen, die aus einer weniger modernisierten, häufig durch agrarisch-zyklische und arbeitsintensive Erfordernisse geprägten Gesellschaft andererseits stammen. Die Unterschiede z.B. im Umgang miteinander, in den sozialen Kompetenzen etc. lägen dabei auf der Hand.

MÜLLER (2004, schriftl.) bemerkt dennoch, dass durch das ‚Nicht-nutzen-können‘ kommerzieller öffentlicher Freiräume, wie etwa einem Cafe oder einer Kneipe, Migrantinnen einen ungleich eingeschränkteren Bewegungsradius hätten als deutschstämmige Frauen, die sich problemlos wie die männlichen Migranten in selbigen trafen und sich austauschen könnten.

Die Quartiersmanagerin der Grohner Düne, STORCK-TREUDLER (2004, mdl.), weist auf einen weiteren Unterschied hin. Während Migrantinnen häufig ein Stück grüner Rasen ausreichte würden sich die deutschstämmigen Frauen ihres Quartiers niemals einfach nur raussetzen, um draußen zu sein. Migrantinnen, besonders die, die vom Land stammten, säßen für ihr Leben gern auf dem Boden. Sie kneteten sogar ihren Teig auf dem Küchenboden des Cafes der Grohner Düne und nicht auf dem Tisch, wenngleich dieses von den städtischen Migrantinnen nicht so verfolgt würde (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.).

Die deutschstämmigen Frauen der Grohner Düne lebten eher zurückgezogen in ihren Bereichen, nutzten ihre Balkone zum Ausruhen etc. und nicht bloß als Abstellfläche wie die Migrantinnen. STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) befindet, dass diese Frauen sich eher nach innen hin zu orientierten scheinen in ihre Bereiche und sich abgrenzten von den Migrationsfamilien. Befänden sie sich draußen, dann nicht um Geselligkeit zu pflegen, sondern um mit ihren Kindern einmal den Spielplatz zu besuchen. Niemals um einfach nur auf dem Rasen zu hocken.

Des Weiteren sei zu beobachten, dass sich deutschstämmige Frauen auch viel allein und in einem größeren Radius im gesamten Stadtviertel sowie über diesen hinaus bewegen würden. Das typische Bild der Gruppe, die sich laut durch die Gassen ihren Weg bahnt gäbe es nicht bei deutschstämmigen Frauen. Stattdessen sei dieses Verhalten auch bei den männlichen Migranten zu beobachten. Auch sie seien mindestens zu zweit unterwegs oder säßen zusammen auf einer Parkbank etc (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.; NASS 2004, mdl.).

Dieses Verhalten kann auch WEBER (2004, mdl.) bestätigen. Sie erklärt die Freiraumsituation der Migranten für einfacher als die für Migrantinnen. In der arabischen Welt dürften die Frauen nämlich keine kommerziellen Freiräume betreten. Geld ausgeben sei Tabu für sie und den Männern vorbehalten. Dies sei auch der Grund, warum sie häufig in Parks mit Kaffee- und Teekannen zu sehen seien, mit belegten Broten usw. Migrantin-

nen müssten sparen, während sich ihre Männer in den türkischen oder auch deutschen Cafes, Kneipen etc. eigene Räume in der Öffentlichkeit sichern könnten (WEBER 2004, mdl.; NASS 2004, mdl.; ABID 2004, schriftl.; FEISE 2004, schriftl.). Und trotzdem käme es immer wieder vor, dass sie, verbittert über das Leben von Sozialhilfe, sich in den eigenen Wohnungen zusammenfänden, um zu trinken. Ihre Frauen müssten dann gehen, würden geradezu hinausgeworfen werden. Migrantinnen könnten häufig nicht einmal über ihr eigenes Heim selbst bestimmen –weswegen sie es dann auch selten als ein solches bezeichneten (WEBER 2004, mdl.).

Die Unterschiede zu deutschstämmigen Frauen sieht WEBER (2004, mdl.) zudem folgendermaßen: zum einen würden sich deutsche Frauen viel eher über institutionelle Treffen, etwa Spielkreise oder Kindergärten verabreden. Zum anderen hätten deutschstämmige Frauen häufig durch die Zugehörigkeit zum Berufsleben eine ganz andere Möglichkeit der Teilhabe an der Gesellschaft als die meist arbeitslosen Migrantinnen. Entscheidend sei auch, so WEBER (2004, mdl.) vom Haus der Zukunft, dass die traditionellen und religiösen Bindungen bei Migrantinnen stärker seien als bei deutschstämmigen Frauen. Sie besäßen zwar ähnliche Wünsche, etwa den, dass es ihren Kindern gut ginge, dennoch sei ihre ganze Wahrnehmung dabei anders. FEISE (2004, schriftl.) ist hier der Meinung, dass Migrantinnen bzw. Frauen mit Migrationshintergrund, Freiraum sehr viel stärker wahrnehmen als deutschstämmige Frauen. Dies sei, so WEBER (2004, mdl.) zum einen darin zu sehen, dass besonders Analphabetinnen eine ganz andere Art der Wahrnehmung auch des Raums hätten, da sie sich anders orientieren müssten. Straßenschilder etwa seien sie nicht in der Lage zu lesen. Außerdem seien die orientalischen Frauenverbände auch hier in der Bundesrepublik Deutschland sehr stark. Sie besäßen also auch ein anderes soziales Verständnis als viele deutschstämmige Frauen. Die Mädchen würden sehr viel mehr in die häuslichen Tätigkeiten mit einbezogen werden, weswegen auch ihr Auftreten in öffentlichen Freiräumen häufig ein zweckgebundenes sei (Einkaufen, Verwandtenbesuche u.a.) (STORCK-TREUDLER 2004, mdl; WEBER 2004, mdl.). Besonders türkische und kurdische Töchter erführen dabei aufgrund des muslimischen Hintergrunds des Vaters einen 'zusätzlichen ‚Schutz‘ bzw. eine extra Kontrolle in öffentlichen Räumen.

Interessant ist dabei zu hören, dass nach ihren Erfahrungen viele türkische und kurdische Frauen unter den Freiheitsbeschränkungen zwar leiden, aber der Preis, den die deutschen Frauen bereit sind, für ihre Freiheit und Selbständigkeit zu zahlen, so WEBER (2004, mdl.), den Migrantinnen oft zu hoch, zu spektakulär erscheint.

Türkischen Frauen könnten sich zwar scheiden lassen während den kurdischen Frauen diese Wahlmöglichkeit selten offen stünde, aber die Konsequenzen seien für sie ganz anderer Art als für deutschstämmige Frauen. Der größte Unterschied liege in der Isolation der Frauen: lassen sich diese Frauen scheiden, auch hier in den Bundesrepublik, würden sie komplett isoliert werden. Nicht nur, dass ihnen ihre Kinder weggenommen und zum Vater bzw. der Schwiegermutter gebracht würden, es existiere immer noch - auch in der Bundesrepublik Deutschland - die Blutrache in Folge derer geschiedene Frauen verfolgt, gemoppt und der Ehre wegen ermordet würden (WEBER 2004, mdl.).

Dies sei das Dilemma, in dem so viele Migrantinnen steckten, nicht ihre Arbeitsüberlastung, die sie selbstverständlich ebenfalls ertragen müssten.

Auch ABID (2004, schriftl.) spricht von unterschiedlicher Herangehensweise von Migrantinnen und deutschstämmigen Frauen, wenn sie erklärt, dass letztere bereits „zu Hause“ seien während Migrantinnen immerzu an ihre Familien in den Herkunftsländern denken müssten. Die Bedürfnisse seien insofern unterschiedlich als deutschstämmige Frauen z.B. in ihrer Freizeit an einen Urlaub an einem sonnigen Ort dächten, Migrantinnen aber an ihr Leben in der Fremde und ihr Heimatgefühl.

Die Tatsache, dass die meisten orientalischen Männer nach ihrem Verständnis alles nutzen dürften, z.B. in der Öffentlichkeit auftreten könnten wie sie wollten, Frauen kennen lernen, Geld frei ausgeben und verreisen, ganz im Gegensatz zu ihren Frauen, bemerkte ABID (2004, schriftl.) ebenfalls in ihrem Interview. Migrantinnen hätten sehr viel mehr Möglichkeiten wie selbstverständlich Raum zu ergreifen als viele Frauen in ihren Familienverbänden.

3.4 Zusammenfassung der Ergebnisse

Zusammenfassend kann man sagen, dass sich die Gruppe der Expertinnen in vielen Gesichtspunkten einig ist. In Einzelheiten, bedingt etwa durch die jeweilige berufliche Position bzw. den Blickwinkel des Forschungsgebiets gibt es unterschiedliche Beobachtungen und Gewichtungen, die sich nicht zwingend ausschließen, sondern die Lage der Migrantinnen stattdessen intensiver verdeutlichen.

Einen Unterschied zwischen dem Blickwinkel von Wissenschaftlerinnen und Koordinatorinnen, den Expertinnen I und gesellschaftlich aktiven Migrantinnen, den Expertinnen II herauszufiltern, konnte aufgrund der vorangegangenen Sachlage nicht wissenschaftlich durchgeführt werden. Tendenziell gibt es aus Sicht der Autorin den logischen Unterschied, dass sich Wissenschaftlerinnen und Koordinatorinnen auf andere Art und Weise mit der Thematik auseinandersetzen. Ein wirklicher Vergleich ist aber nicht durchführbar, da die Rücklaufquote der Interviews der Expertinnen II gering war und leider Prof. Dr. Elcin Kürsat-Ahlers nicht für ein Interview herangezogen werden konnte.

Dennoch kann gesagt werden, dass es erstens darauf ankommt, welchen Migrationsgrund die Migrantinnen hatten und in welchen Familienverhältnissen sie in Deutschland leben. Zweitens ist die Nationalität und damit oft gekoppelt der Bildungsstand ein weiteres wesentliches Merkmal, um Migrantinnen entsprechen beschreiben zu können. Analphabetinnen nehmen Raum ganz anders wahr als jemand der zum Lesen und Schreiben in der Lage ist.

Zudem treten Migrantinnen vermehrt in Gruppen auf, weniger als Individuen. Sind sie allein unterwegs betreten sie den öffentlichen Raum eher unauffällig.

Bedingt durch kulturelle Gründe unterschiedlicher Ebenen stellt sich öffentlicher Freiraum als sehr wichtig für Migrantinnen dar. Dies liegt zum einen darin, dass diese häufig aus muslimischen Ländern stammen und arabischen Frauen durch ihre Männer die Teilhabe an kommerziellen öffentlichen Freiräumen untersagt wird. In der heutigen Zeit aber, besonders durch eine deutliche Vorbildfunktion dieser Art seitens der USA, existieren auch in Deutschland öffentliche Räume mehrheitlich nur in Verbindung mit Konsum. Dies erschwert die Wahlmöglichkeiten der arabischen Frauen und damit ihre Zugriffsmöglichkeit auf öffentliche Räume erheblich.

Aus diesen Gründen sei zunächst allein die Existenz nicht-kommerzieller Räume für Migrantinnen wichtig, so die Expertinnen. Erst in zweiter Linie sei deren Gestaltung von Bedeutung. Sobald aber hierzu Gestaltungsmöglichkeiten, in der Regel in Form von freien finanziellen Mitteln, bereit ständen, sollte auf geschützte Rastmöglichkeiten, die Sitzplätze wie auch Tische beinhalteten sowie auf viel Grün und Spielmöglichkeiten für die Kinder geachtet werden.

Erst durch Akzeptanz von kulturellen Besonderheiten und deren räumlicher Gewährleistung könne Offenheit und Akzeptanz für andere Kulturen (auch der deutschen) geschaffen werden. Es sind die Einzelschritte zu beachten. Zunächst gibt es zu viele Personen unterschiedlichster Nationalitäten auf zu engem Raum (Wohnraumsituation). Diese müssen erst nebeneinander bestehen können bevor sie ein Miteinander versuchen könnten, ohne Angst haben zu müssen dabei unterzugehen.

4. Analyse II: Workshop mit Migrantinnen

ter der insgesamt ca. 100 1-Zimmer-Wohnungen der beiden Wohnhäuser aus. Des weiteren leben einige ältere und jüngere Paare und RentnerInnen deutscher Herkunft im Gebiet sowie wenige Aussiedlerfamilien, die sich scheinbar auf der Suche nach neuem Wohnraum in anderen Stadtteilen befinden.

„Die Quote der **Arbeitslosen insgesamt** ist in Grohn von 12,22% auf 20,10% angestiegen. Die **Arbeitslosenquote unter den Ausländern** ist dramatisch von **14,30% auf 41,28%** angestiegen. Gründe für diesen Anstieg können darin liegen, dass der 2. Arbeitsmarkt sehr zusammengestrichen wurde und in der allgemeine Konjunkturschwäche. Häufig haben die Menschen hier als ungelernete Arbeitskräfte in Zeitarbeitsfirmen gearbeitet und sind mit nachlassender Auftragslage sofort gekündigt worden.

Die Zahl der **Sozialhilfebezieher** pro 1000 Einwohner ist mit 172,98 Fällen annähernd gleichgeblieben. Um ca. 110 Fälle hat sich die Anzahl der **ausländischen Sozialhilfeempfänger** pro 1000 Ausländer verringert.“ (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.)

Darüber hinaus fallen etwa zwanzig libanesische Familien auf. Diese halten in Form von Familienclans extrem eng zusammen und treten ausschließlich als Gruppe im öffentlichen Raum auf. Bereits ihre Kinder weisen ein deutlich dominantes Verhalten auf („die Gruppe der Araber“) und versuchen eine Art Vorherrschaft auf dem Innenhof des Geländes zu übernehmen.

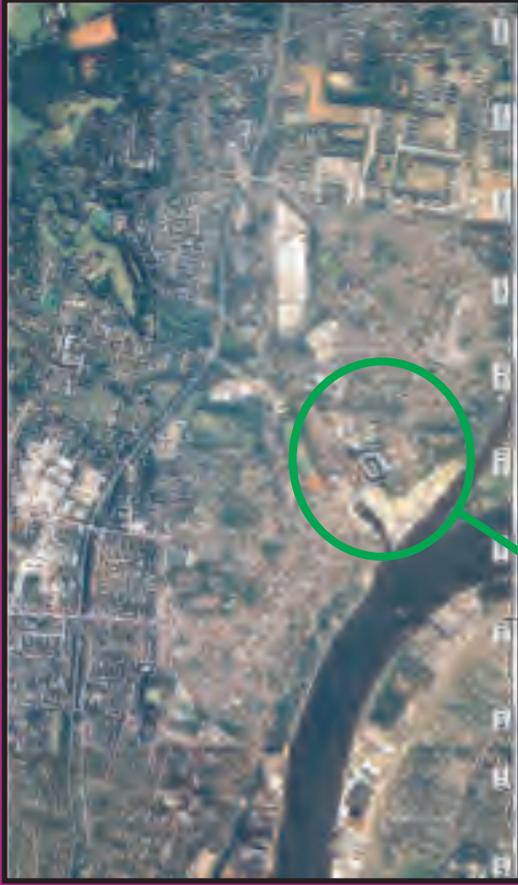
Die Gruppe der Kosovo-Albaner umfasst etwa 100 Personen. Die ihnen im Wohngebiet entgegengebrachte Akzeptanz schwankt stark zwischen gut integrierten und deutschsprechenden Familien und solchen, die ‚allen Vorurteilen‘ entsprechen.

Die größte Bewohnergruppe stellen türkischen und kurdischen Familien dar. Sie haben in der Regel drei und mehr Kinder und umfassen oft drei Generationen. Der größte Teil der Familien lebt wie auch die anderen genannten BewohnerInnengruppen meist von der Sozialhilfe. Die Familienmitglieder, die über eine Arbeitserlaubnis verfügen sind selten in unbefristeten Arbeitsverhältnissen vorzufinden, sondern arbeiten schnell kündbar oder aber befristet häufig für Verleihfirmen („low jobs“). Die erste Generation türkische ArbeitsmigrantInnen ist durchgehend im Ruhestand, bedingt durch das Eintreten ihres Rentenalters oder aber aufgrund von Krankheiten oder Arbeitslosigkeit. Währenddessen sind die kurdischen Familien als Flüchtlinge in die Bundesrepublik Deutschland gekommen und haben deutliche Defizite in der deutschen Sprache sowie Orientierungsprobleme.

Beschreibung der Programme

Die Quartiersentwicklung der Grohner Düne wird gefördert durch das für die Jahre 1999 bis 2004 kommunal aufgelegte Programm ‚WiN‘ (Wohnen in Nachbarschaften) sowie durch das Bundesförderprogramm ‚Soziale Stadt‘. Die Verknüpfung dieser beiden Programme aufgrund einer gleichgerichteten Zielsetzung stellt eine bemerkenswerte Besonderheit dar.

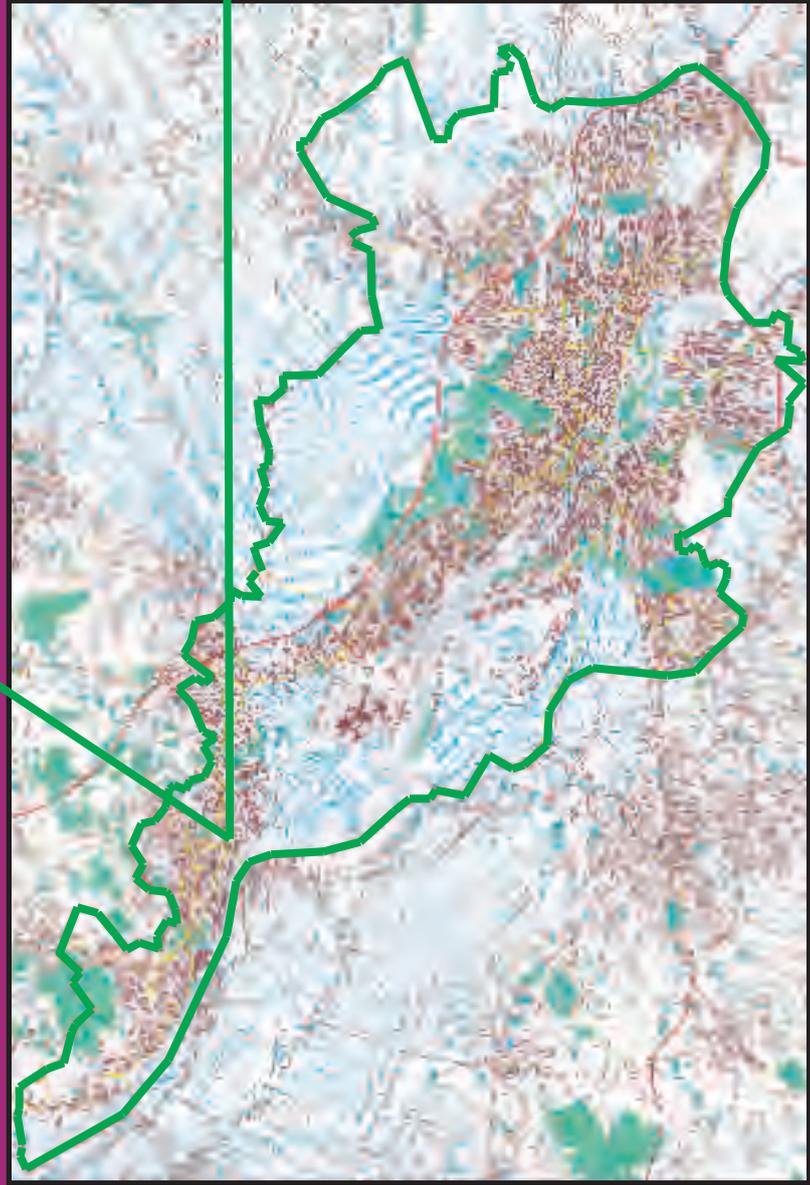
Die soziale Stadtentwicklungspolitik hat in Bremen eine längere Tradition. So wurden



Kataster und Vermessung Bremen 2000



Kataster und Vermessung Bremen, LGN Hannover 2000



Kataster und Vermessung Bremen, LGN Hannover 2000

Plan A: Die Grohner Düne in Bremen.
Lage im Raum. o. M.

bereits 1983 in Kooperation mit Wohnungsbaunternehmen Verbesserungen von Großsiedlungen in Bremen durchgeführt. Im September 1989 beschloss der Bremer Senat für die fünf Gebiete Osterholz-Tenever, Marßel, Lüssum, Kattenturm und Kirhhuchting die Umsetzung von Nachbesserungskonzepten in Großsiedlungen' im Schwerpunktbereich ‚Solidarisches Zusammenleben‘. Das Konzept stand unter der Federführung des Bausenators und war damit Bestandteil einer ressortübergreifenden sozialen Stadtentwicklungspolitik.

Ende der 90er Jahre erforderten die durch wesentliche Veränderungen struktureller Rahmenbedingungen hervorgerufenen komplexen Problemlagen in einigen Bremer Gebieten eine erneute ressortübergreifende Bündelung der Kräfte. Ein neues erweitertes Handlungskonzept der Quartiers- und Stadtteilentwicklung in zehn ausgewählten Stadtgebieten sollte entstehen, das Bremische Programm ‚Wohnen in Nachbarschaften (WiN) - Stadtteile für die Zukunft entwickeln‘. Neben städtebaulichen Defiziten und mangelhaften soziokulturellen Infrastruktureinrichtungen steht ein besonderes Kernstück, die aktive und direkte Bürgerbeteiligung, die damit den erforderlichen Bedürfnissen und Wünschen der QuartiersbewohnerInnen Rechnung tragen soll.

Dieses in ressortübergreifender Trägerschaft vom Senat am 08.12.1998 beschlossene Programm ist zunächst auf den Zeitraum von 1999 bis 2004 befristet.

Bereits am 19.11.1996 hatte die Ministerkonferenz ARGEBAU in Potsdam die Bund-Länder-Gemeinschaftsinitiative ‚Soziale Stadt‘ beschlossen, womit der drohenden Polarisierung in den Städten Einhalt geboten werden sollte. Die Bundesregierung hat im Rahmen der Ausgestaltung dieses Beschlusses die Gemeinschaftsinitiative ‚Soziale Stadt‘ zum Anlass genommen, ab 1999 die Städtebauförderung um das eigenständige Bund-Länderprogramm ‚Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf - die soziale Stadt‘ zu ergänzen.



Die Grohner Düne

In Bremen wurden die Programme ‚WiN‘ und ‚Soziale Stadt‘ aufgrund der identischen Zielsetzungen in vielen Bereichen frühzeitig gekoppelt, um den größtmöglichen Synergieeffekt erzielen zu können.

Bisheriger Projektverlauf

Nach 4 Jahren Laufzeit des Programms „Wohnen in Nachbarschaften“ kann die Quartiersmanagerin STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) sagen, dass sich die Situation in der



Parkbanksituation am Vegesacker Hafen



Parkbanksituation am neuen Grill- & Spielplatz

Grohner Düne deutlich verbessert hat. So gäbe es bereits seit zwei Jahren keine negativen Pressemitteilungen mehr.

Dies läge zum einen an der erfolgten Sanierung der Gebäude und an der konsequenten Umsetzung des Sicherheits- und Sauberkeitskonzepts der Eigentümerin der Gebäude, der Neuen Heimat. Seit dem 01.01.2002 verwaltet nicht mehr die Gewoba die Wohnanlage, sondern die BauBeCon, die auf eine strenge Einhaltung der Regeln achtet. Diese Maßnahmen hätten das Erscheinungsbild des Wohnquartiers für die BewohnerInnen und Besucher deutlich verändert. Zum anderen sei mit der Einrichtung einer Anlaufstelle für Beschwerden eine Adresse vorhanden, die persönlicher auf die BewohnerInnen des Quartiers eingehen könne.

Zusätzlich zu Sicherheits- und

Sauberkeitskonzept, dass durch Videoüberwachung und Sicherheitsdienst eingehalten werden kann, wurden mittels WiN- und Soziale-Stadt-Geldern die Freiflächen des Kindertagesheims und der Grundschule sowie die Grünfläche, die den Spielplatz an der Friedrich-Klippert-Straße umgibt, umgestaltet. Geplant sei außerdem der Umbau des Spielplatzes Hermann-Wegener-Straße. Besonders an den letztgenannten Spielplatzprojekten habe sich die Bewohnerschaft engagiert beteiligt.

Weitere Projekte im Rahmen der Quartiersentwicklung unter der Leitung von STORCK-TREUDLER sind Erfolg versprechende TOA, der Täter-Opfer-Ausgleich, wie auch der BewohnerInnen-treff, der nach Umbau- und Renovierungsarbeiten im Juni 2002 wieder eröffnet werden konnte. Diese ‚Verortung‘ sei zum einen deswegen überfällig gewesen, weil sich gezeigt habe, dass sich erst durch sie BewohnerInnenbeteiligung überhaupt entwickeln konnte und zum anderen alte Strukturen aufgebrochen werden konnten (STORCK-TREULDER 2004, mdl.).

Die NutzerInnen, mehrheitlich Frauen, schätzten die offene Atmosphäre, in der Intrigen, Machtspiele und Ausgrenzungen keinen Platz mehr haben. Der BewohnerInnen-treff bekam durch ein Auswahlverfahren durch die BewohnerInnen den Namen ‚Dünenwind‘ mit dem Untertitel ‚interkultureller Treffpunkt‘.

Da es sich bei der dominanten Gruppe in der Grohner Düne um Familien mit Kindern handelt, ist das weitere Programm überwiegend auf Frauen, ihre Rolle als Mütter sowie ihre Kinder ausgerichtet. Die Angebote für die Frauen konzentrierten sich etwa auf Themen um Alltags- und Erziehungsfragen, um Alphabetisierung und Erlernen der deutschen Sprache sowie um Integrationsprobleme, aber auch um ein



Bau eines neuen Spielplatzes

geselliges Beisammensein und weibliche Solidarität. Während bislang die Bemühungen scheiterten, deutschstämmige Frauen sowie sogenannte Russlanddeutsche erfolgreich zu integrieren, werde das Angebot seitens türkischer und kurdischer Frauen sehr gut angenommen.

Bei der Bearbeitung von Anträgen sowie bei Behördengängen u.a. helfe seit Oktober 2002 eine türkische Bewohnerin, der eine BSHG §19-Stelle angeboten werden konnte. Die Besetzung dieser Stelle trage ganz wesentlich dazu bei, die BewohnerInnen an den Treffpunkt ‚Dünenwind‘ zu binden und das WiN-Programm als solches bekannt zu machen (STORCK-TREULDER 2004, mdl.).

4.2 Arbeitsthesen für die Analyse II

Aus den vorangegangenen Interviews sollen nun für die Analyse II Arbeitsthesen herausgearbeitet werden, die sodann von der dritten Expertinnen Ebene, einer Gruppe von Bewohnerinnen der Grohner Düne in Bremen-Nord beantwortet werden sollen.

Anhand der vorhergehenden Zusammenfassung erscheint eine Aufteilung in vier Thesen ersichtlich. Die vier Thesen stellen sich dar wie folgt:

1. Migrantinnen bewegen sich hauptsächlich in der Gruppe und weniger als Einzelpersonen.
2. Der Radius von Analphabetinnen ist außerdem geringer als der der deutschen Sprache mächtigen Migrantinnen.
3. Öffentlicher Freiraum in Form von nicht-kommerziellen Aufenthaltsmöglichkeiten im Grünen haben einen deutlich höheren Stellenwert für Migrantinnen als für deutschstämmige Frauen oder männliche Migranten.
4. Darüber hinaus weisen die Bedürfnisse und Wünsche zwischen Frauen mit und ohne Migrationshintergrund weniger kulturelle Unterschiede auf als zuvor angenommen.

Um viele Einzelinterviews zu vermeiden, deren Zusammenfassung sich als schwierig erweisen könnte, sollte ein Workshop organisiert werden. Das Führen von Interviews hätte zudem bedeutet, die Frauen letztlich an einem Ort ihrer Wahl treffen zu müssen, der gleichzeitig während des Interviews ungestört ist. Dies hätte entweder einer der Konferenzräume des BewohnerInnentreffs der Grohner Düne sein können, die allerdings mehrfach besetzt sind durch Sprachkurse u.ä. oder aber die Wohnungen der Bewohnerinnen.

Die Autorin wollte vermeiden, dass sich die Bewohnerinnen dazu verpflichtet fühlten, sie in großem Maße zu bewirten, da sie ja von dem Ehrenkodex sowie der obligatorischen Gastfreundschaft erfahren hatte. Um sich und ihre Interviewpartnerinnen nicht unnötigem Druck entgegen zu setzen, hielt sie einen Workshop für realistischer. Es lag hier auch die Vermutung nahe, dass die Scheu vor einer unbekanntenen Person durch die Anwesenheit einer Gruppe weniger stark ins Gewicht fiel. Während des Ablaufs von Workshops entwickeln sich außerdem oft gruppenspezifische Prozesse, in diesen können sich die TeilnehmerInnen gegenseitig zu neuen Ideen und Äußerungen verhelfen. Im Rahmen eines Workshops sollten darum die Aussagen der Bewohnerinnen sogleich gebündelt hinterfragt werden. Hierzu würde aufgrund des Arbeitsablaufs und der Konzentration eine weitere Person benötigt werden, die sich um den technischen Ablauf des Workshops kümmert, während die Autorin sich inhaltlich mit den Frauen auseinandersetzen kann. Silke Schlegelmilch übernahm diese Assistenz dankenswerter Weise mit großer Qualifikation.

Im Rahmen der Projektorganisation in der Grohner Düne existiert ein Fahrrad-Kurs. Während des Fahrradkurses lernen die Migrantinnen, Fahrrad zu fahren und es zu reparieren. Der Kurs wurde sehr gern von den Frauen angenommen, denn ihre Kindern lernten das Fahren häufig in der Schule bei Verkehrsübungen und so wollten auch sie es ausprobieren (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.).

Die Autorin der vorliegenden Arbeit fand das Projekt hervorragend dazu geeignet, um in ihrer Diplomarbeit näher behandelt zu werden. Sie plante für ihren Workshop vorzugsweise Migrantinnen einzuladen, die zuvor an einem solchen Kurs teilgenommen hatten. Herausgefunden werden sollte, ob sich die migrierten Frauen sobald sie ein Fahrrad benutzen konnten, in ihrem Verhalten im öffentlichen Raum veränderten. Das Fahrrad stellt eindeutig ein Individualfahrzeug dar, wenn man einmal die Tandems ausschließt. Es ist daher äußerst spannend zu hinterfragen, ob ein Individuum, das im Alltag in der Regel als Gruppe im Raum wirkt, durch die Vorteile des Fahrrads, etwa der Schnelligkeit gegenüber des Zu-Fuß-Gehens, dieses Verhaltensmuster aufgibt und ein neues, das individuelle Wirken im Raum, aufnimmt.

Falls dies der Fall sein sollte, müssen anschließend Fragen nach dem persönlichen Befinden und Bedürfnissen und Wünschen ausgerichtet auf dieses Bewegungsmuster gestellt werden.

Der während der Diplomarbeit organisierter Workshop sollte diese vielen und interessanten Fragen beantworten und herausfinden, ob das Erlernen des Fahrradfahrens ein Mittel der Integration und der Förderung der Individualität und Selbständigkeit von Migrantinnen sein könnte.

4.3 Durchführung des Workshops

Der dritte Abschnitt der Diplomarbeit umfasst die Durchführung eines Workshops mit Bewohnerinnen der Grohner Düne und Vegesacks mit Migrationshintergrund. Die Teilnehmerinnen sind alle über den BewohnerInnentreff der Grohner Düne in das WiN-Quartiesmanagement von Eva Storck-Treudler in unterschiedlichen Integrationsprojekten eingebunden.

Die Vorbereitung des Workshops

Jeden Mittwoch Vormittag findet im ‚Dünenwind‘, dem Kulturcafe des BewohnerInnentreffs der Grohner Düne, ein offener Frauentreff statt. Hier treffen sich Frauen aus der Grohner Düne und aus Vegesack in unterschiedlicher Besetzung, wobei türkische Arbeitsmigrantinnen meist die Mehrheit darstellen. Im Rahmen dieses Treffs fand die Veranstaltung des Workshops statt.



Teilnehmerinnen des Workshops

Das Nutzen dieser Struktur erleichterte das Herstellen von Kontakten, die Aktivierung und Einladung der Migrantinnen. Andererseits bestand dadurch die Schwierigkeit, dass es relativ viele Unbekannte im Rahmen des Workshops gab. Die Zahl der Migrantinnen konnte nicht genau umrissen werden, da sie nach den Erfahrungen von STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) zum einen nicht

regelmäßig teilnehmen und zum anderen nicht unbedingt pünktlich kommen (vgl. Kapitel 3.3). Dadurch bedingt gab es nur wenige Vorinformationen zu den Teilnehmerinnen. Wird es sich mehrheitlich um Analphabetinnen handeln, welchem Kulturkreis gehören sie an? STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) gab auch zu Bedenken, dass die Frauen schnell das Interesse verlieren und einfach gehen könnten.

Dadurch ergab sich die folgende Situation:

Der Workshop musste möglichst weitgehend ohne schriftliche Ausdrucksformen ablaufen. Es mussten also andere Moderationsformen als Brainstorming, Zuruffragen oder auch Listenarbeit (vgl. SCHILLING 2000: 31-77) gefunden werden. Das Nutzen von Symbolen und Bildern sowie die räumliche Orientierung und Verortung in Form eines abgewandelten ‚Planning for Real‘ schien hierfür nach Rücksprache mit NEDDERMANN (2004, mdl.), die im Gebiet der Moderation und Mediation tätig ist, geeignet zu sein. Aus Zeitgründen konnte kein Modell der Grohner Düne hergestellt werden und auch

das Quartiersbüro befindet sich nicht in dem Besitz eines solchen Modells. Im Sinne einer ‚low-budget‘-Moderation sollte ein großes Luftbild und vorbereitete DinA3-Quartierspläne an die Stelle eines Modells treten.



Arbeit am Stadtplan

Es entstand für die Durchführung des Workshops ein zeitliches Paradoxem. Einerseits musste der Ablauf des Workshops so flexibel aufgebaut

sein, dass eventuelle Nachzüglerinnen in die Gruppe einbezogen werden und sich an den inhaltlichen Fragestellungen des Workshops beteiligen können. Andererseits musste es einen relativ straffen Zeitrahmen geben, der den Teilnehmerinnen einen guten Überblick bietet, rasche Erfolge verspricht und damit eventuellem Interessenverlust seitens der Frauen vorbeugt.

Um sich intensiv den inhaltlichen Belangen und der Motivierung der Frauen widmen zu können, wurde eine Freundin um Assistenz bei der Durchführung des Workshops gebeten.

Damit Unsicherheiten und Skepsis beim Aufeinandertreffen der Teilnehmerinnen mit ihnen unbekanntenen Personen möglichst rasch zerstreut werden können, wurde besonderer Wert auf die Rahmenbedingungen des Workshops gelegt. Bekannterweise hat das Essen in arabischen Ländern einen hohen Stellenwert. Gastfreundschaft wird großgeschrieben. Indem u.a. während der Veranstaltung für Kaffee und Kuchen gesorgt wurde, konnten anfängliche Unsicherheiten ob der ungewohnten Situation für die teilnehmenden Frauen aus dem Weg geräumt und umgewandelt werden in eine betonte Herzlichkeit auf beiden Seiten.

Der Ablauf des Workshops

Der Workshop sollte gegen neun Uhr morgens beginnen und ca. anderthalb bis zwei Stunden dauern. Er war in drei Abschnitte à ca. 30 Minuten gegliedert: die Vorstellungsrunde, Arbeit am Stadtplan, Bewertung der Freiraumsituation ihres Quartiers.

Der erste Abschnitt umfasste eine Vorstellungsrunde, die die Autorin und ihre Assistentin begannen. Die Autorin erläuterte ihr Anliegen, was sie die Frauen zu tun bitten würde als auch die Regel, sie bei Unklarheiten sofort zu unterbrechen. Gleich zu Beginn wurden die Sprachkenntnisse erfragt und die Übersetzungsmöglichkeiten geklärt. Dabei wurde festgestellt, dass von den Anwesenden nur eine Frau Analphabetin war und zwei Teilnehmerinnen schlechtere Deutschkenntnisse hatten. Für diese fand sich aber während des Workshops stets unkompliziert eine der anderen Frauen, welche die gestellten Fragen und Anmerkungen übersetzte. Ebenfalls gleich zu Beginn wurden die Teilnehmerinnen auf das Vorhaben hingewiesen, den Workshop via Video aufzuzeich-

nen. Wenn auch die Quartiersmanagerin bereits in der Vororganisation des Workshops danach befragt worden war, mussten letztlich die Teilnehmerinnen ihr Zustimmung dazu geben, welches sie taten.

Die Vorstellungsrunde diente dazu, detaillierte Informationen über die Teilnehmerinnen zu erhalten. Welcher ethnischen Herkunft waren sie, welches Alter besaßen sie, wie sah ihr Familienstand aus, seit wann leben sie in Deutschland etc.? Die Informationen dienten als Grundlage für die Analyse der Workshopergebnisse. Da sich herausgestellt hatte, dass nur eine Teilnehmerin Analphabetin war, wurden die Informationen in Form von Steckbriefen zusammengefasst und für alle sichtbar an einer Moderationswand aufgehängt. Dies erleichterte zum einen die im Anschluss stattfindende Auswertung der Workshopergebnisse und zum anderen erfuhren die persönlichen Informationen der Migrantinnen für diese mehr Gewicht.

Die anfängliche Vorstellungsrunde erleichterte zudem die Einbindung der Frauen, die etwas später kamen. Sie konnten sich gleich miteinbringen und benötigten keine Einweisung in einen bestimmten Arbeitsgang.

Der zweite Abschnitt beinhaltete die Arbeit an einem Stadtplan. Anhand einer großen Luftbildkarte Grohns und Vegesacks und einem DinA3-Kartenausschnitt sollten die Migrantinnen jeweils ihre Alltagswege einzeichnen, die sie zu Fuß zurücklegen. Gingen sie diese allein oder gemeinsam? Als Folgeschritt sollten mit einer anderen Farbe die Wege mit dem Fahrrad eingezeichnet werden, um einen eventuell variierenden Radius erkennen zu können. Hier stellte sich allerdings heraus, dass nur zwei der anwesenden Frauen, Birgül und Handan, tatsächlich Fahrrad fahren konnten, aber nahezu alle einen Führerschein besaßen.

Währenddessen entstand eine aufgeregte Diskussion, wann denn die anderen lernen könnten mit dem Fahrrad zu fahren? Sofort wurde ein Termin ausgemacht.

Im dritten und letzten Teil des geplanten Zeitrahmens wurden die Teilnehmerinnen danach gefragt, was sie hier bezüglich der Freiraumsituation und –ausstattung aus ihrer Heimat vermissen würden und welche Orte im öffentlichen Raum ihnen hier gefielen bzw. nicht gefielen. Mittels eines Mehrpunkteverfahren aus der Moderationsarbeit konnten sie Sticker mit lachenden und weinenden Gesichtern auf Stellen im Kartenabschnitt kleben, die ihnen gefielen bzw. missfielen und ihre Gründe hierfür nennen.

Die Kurzbeschreibungen der an dem Workshop teilnehmenden Frauen mit Migrationshintergrund und die Ergebnisse zu den Fragestellungen sollen im Folgenden erläutert werden. Es bleibt zu erwähnen, dass sich die Zahl der Teilnehmerinnen von zu Beginn vier rasch auf acht erhöhte, die alle mit Begeisterung und ausgesprochenem Einsatz dabei waren. So ergab es sich, dass der Workshop nicht an einem vorher bestimmten festen Zeitpunkt endete, sondern sich stattdessen noch bis in die Mittagszeit hinein eine offene Gesprächsrunde ergab, die sehr interessant, aber zugleich auch bedrückend war, wenn die Frauen ihre persönlichen Sorgen preisgaben.

Die Teilnehmerinnen des Workshops (ohne Moderation)

Name: Nawal
 Herkunftsland: Syrien
 Zeitspanne: seit 1988 in Deutschland
 Alter: 42 Jahre alt
 Wohnhaft: Vegesack
 Familienstand: Mann und Kinder von 14, 19, 21 Jahren
 (Studentin, Lehramt in Bremen)
 Arbeit: Kinderbetreuung, Kursleiterin in der VHS

Name: Mona
 Herkunftsland: Irak (Lehrerin)
 Zeitspanne: seit einem Jahr in Deutschland
 Alter: 33 Jahre alt
 Wohnhaft: Vegesack
 Familienstand: Mann und 1 Kind, restliche Familie im Irak
 Arbeit: Kinderbetreuung
 Besonderheit: Vater arabisch, Mutter kurdisch

Name: Birgül
 Herkunftsland: Türkei
 Zeitspanne: seit 13 Jahr in Deutschland
 Alter: 31 Jahre alt
 Wohnhaft: Vegesack
 Familienstand: zwei Kinder
 Arbeit: Kinderbetreuung
 Besonderheit: Stickerin (Ausbildung in der Türkei), fährt gern abends Fahrrad,
 wenn die Kinder schlafen = allein unterwegs

Name: Handan
 Herkunftsland: in Deutschland geboren
 Zeitspanne: ...
 Alter: 33 Jahre alt
 Wohnhaft: Vegesack
 Familienstand: zwei Kinder
 Arbeit: Angestellte in der Grohner Düne und im Jugendhaus (Mädchentag)
 Besonderheit: Eltern aus der Türkei (Arbeitsmigranten),
 fährt u.a. zum Fußballtraining mit dem Fahrrad

Name: Hala
Herkunftsland: Libanon
Zeitspanne: Seit 8 Jahren hier
Alter: 35 Jahre alt
Wohnhaft: Grohner Düne
Familienstand: 2 Jungen (Kindergarten und Schule), geschieden
Arbeit: Kinderbetreuung

Name: Mesude
Herkunftsland: Türkei (Kurdin)
Zeitspanne: Seit 10 Jahren hier
Alter: 32 Jahre alt
Wohnhaft: Grohner Düne
Familienstand: 2 Jungen und 2 Mädchen
Arbeit: Kinderbetreuung

Name: Nadia
Herkunftsland: Syrien
Zeitspanne: Seit einem Jahr in Deutschland
Alter: 32 Jahre alt
Wohnhaft: Vegesack
Familienstand: ledig
Besonderheit: eng befreundet mit Hiba, unternehmen alles zu zweit

Name: Hiba
Herkunftsland: Syrien
Zeitspanne: Seit einem Jahr in Deutschland
Alter: 18 Jahre alt
Wohnhaft: Vegesack
Familienstand: 1 Kind und im 2. Monat schwanger
Besonderheit: eng befreundet mit Nadia, unternehmen alles zu zweit

Die Ergebnisse des Workshops

Die einzelnen Wegebeziehungen sind digitalisiert und auf einem Plan zusammengefasst worden (vgl. Plan B am Ende des Kapitels 4.3). Ersichtlich ist ein relativ kleiner Radius der Frauen in ihrem Quartier sowie eine relative Ähnlichkeit des Wegenetzes. Auffällig ist dabei der unterschiedliche Radius, der von Birgül und Handan zu Fuß als auch mit dem Fahrrad unternommen wird gegenüber den ‚Nur-Fußgängerinnen‘. Die Ergebnisse sollen im Folgenden näher spezifiziert werden.

Die Wegebeziehungen werden unter vier Gesichtspunkten betrachtet:

1. wird der Weg zu Fuß oder mit dem Fahrrad zurückgelegt?
2. welchen Radius beschreibt der Weg im Vergleich zu den anderen?
3. wird der Weg allein oder in der Gruppe, mindestens mit einer weiteren Person zurückgelegt?
4. welche Funktion weisen die Migrantinnen dem Weg bzw. dem Aufenthaltsort zu?

Allgemein beliebt sind der Weserspaziergang einschließlich des dort verorteten Spielplatzes, das neue Einkaufszentrum Hafen Hövt, die Begegnungsstätte der Grohner Düne (‚Dünenwind‘) sowie der dort neugestaltete Grill- und Spielplatz, der Kindergarten und die Schule des Viertels (vgl. Plan B).

Da sechs von acht Frauen kein Fahrrad fahren können, ergibt es sich in logischer Konsequenz, dass diese Wege im Hauptsächlichen zu Fuß zurückgelegt werden. Allein die Wege Handans zum Fußballtraining in Grohn und zum Arzt in Vegesack und Birgüls Fahrradroute durch Grohn am Kindergarten vorbei werden mit dem Fahrrad zurückgelegt. Bei diesen Wegen handelt es sich um die im Vergleich weitesten Distanzen. Birgül und Handan geben auch an, dass sie die Fahrten mit dem Fahrrad allein unternehmen, während die anderen Teilnehmerinnen des Workshops bestätigen, die meisten Fußwege in Begleitung mindestens einer weiteren erwachsenen Person zurückzulegen. Eine Ausnahme stellt hier der Weg zum Kindergarten und zur Schule sowie von Handan zum Jugendhaus dar. Es handelt sich bei dem Schul- und Kindergartenweg zwar um eine eher weite Distanz im Vergleich zu einigen anderen, dennoch erfährt dieser eine deutlich unterschiedliche Funktionszuweisung durch die Frauen. Es handelt sich um einen ‚Pflichtweg‘ ähnlich dem Arbeitsweg Handans zum Jugendhaus und dem Weg zum Arzt, wenn jemand krank ist. Diese Strecken würden nicht zurückgelegt, wenn sie nicht müssten. Da die vorliegende Arbeit den freiwilligen Nutzungen des Freiraums mehr Gewicht beimisst, sollen diese Pflichtwege im Weiteren nicht mehr berücksichtigt werden.

Bei dem Aufenthalt im Einkaufszentrum Hafen Hövt handelt es sich um eine Funktionsmischung. Zwar erledigen die Migrantinnen hier eine Pflicht, dennoch erledigten sie diese ihren Aussagen zufolge in der Gruppe und sie sehen es auch als eine Möglichkeit, ‚bumeln‘ zu gehen. Es sei selten ein reines Einkaufen an sich, sondern mehr ein Freizeiterlebnis, währenddessen nebenbei Lebensmittel etc. besorgt werden.

Auch die Fußgängerzone Vegesacks wird aus diesen Gründen gern besucht. Dort gäbe

es keinen Autolärm und Abgase, es sei viel ruhiger und komfortabler zu gehen. Man könnte sich untereinander unterhalten, ohne immer auf die Kinder achten zu müssen und hätte trotzdem viel zu sehen. Es sei spannend dort und abwechslungsreich, so die Teilnehmerinnen des Workshops. Wie man anhand der Karte entnehmen kann, wird auch der Weg durch die Fußgängerpassage gewählt, wenn sie als Durchfahrt dienen soll, etwa auf dem Weg zum Arzt oder auf dem Weg nach Hause wie bei Nawal. Die Parallelstraßen werden seltener angenommen, weil es dort teils keine Fahrradwege gäbe, es laut sei durch den Autoverkehr und viel gefährlicher. Für den Weg durch die Vegesacker Fußgängerpassage nehmen die Migrantinnen des Workshops auch einen kleinen Umweg in Kauf.

Offensichtlich ist außerdem die Beliebtheit des langen Weserspazierwegs und seines Spielplatzes. Er bekam von allen Frauen mindestens ein lachendes Gesicht während der zweiten Aufgabe. Die frische Luft und das viele Grün, die Möglichkeit weit gucken zu können sind Begründungen, die die Frauen während des Workshops äußern. Das Leben am Wasser erinnert viele der teilnehmenden Migrantinnen an das Leben in ihrer alten Heimat. In den Straßen und auf den Bürgersteigen Vegesacks und Grohns sei es



Weser-Spazierweg

ihnen häufig zu eng und alles sei grau und zubetoniert.

Dies könnte durch die klaren Sichtbeziehungen erklärt werden, die allgemein durch Einfachheit, raumleitende und -gliedernde Elemente einen Überblick über den Raum und somit ein Sicherheitsgefühl schaffen können (vgl. WÖBSE 2003).

Dem Spielplatz am Anfang des Weserspaziergangs bescheinigen sie jedoch weniger eine hohe Qualität als eine strategisch günstige Lage. Dennoch erhält auch dieser Ort einige lachende Gesichter. Hier könnten sie problemlos aufeinander warten, wenn etwa eine von ihnen aus Vegesack käme und eine andere aus der Grohner Düne. Diesem Gesichtspunkt messen die Migrantinnen einen hohen Stellenwert bei. Sie wären dadurch variabler in der Zeitplanung und müssten sich nicht sorgen, dass eine andere Frau mit ihren Kindern an einer Straßenecke, womöglich noch einer gefährlichen, auf sie warten müsste. Stattdessen hätten sie so die Möglichkeit, die Kinder gefahrlos bereits auf dem Spielplatz toben zu lassen und sich selbst eine Bank zu suchen und dort zu warten. Allein aber würden sie diese Wege nicht beschreiten, sondern stets mit anderen Migrantinnenmüttern. Nadia und Hiba sind, nach eigenen Angaben sogar grundsätzlich immer zusammen unterwegs. Dies bestätigen die anderen Teilnehmerinnen.

Auf die Frage hin, warum sie sich auffällig häufig zu mehreren trafen und nicht allein z.B. Spazieren gingen, reagierten die Teilnehmerinnen verwundert. Zu zweit oder dritt sei es sehr viel lustiger, man könne gemeinsam z.B. die Sonne genießen, die eine bringe Tee mit, die zweite Kaffee und die dritte Kuchen o.ä., außerdem könnten sich so auch die Kinder untereinander treffen und miteinander spielen. - In der anschließenden Gesprächsrunde erwähnen die Frauen zusätzlich die Geborgenheit, die ihnen die Gruppe biete. Zwar hätten die

meisten von ihnen bislang kaum direkte Ausländerfeindlichkeit erlebt, dennoch fühlten sie sich sicherer zusammen mit anderen. Allein Nawal hat schon des öfteren rassistische Bemerkungen erleben müssen, wenn sie z.B. am Wochenende mit ihrer Familie unterwegs durch Vegesack oder Bremen sei. Hier gab Eva Storck-Treudler jedoch zu



Der neue Grill- & Spielplatz der Grohner Düne

bemerken, dass die Möglichkeit bestünde, dass die anderen Frauen die abfälligen Bemerkungen nicht verstünden. Nawal aber könne durch ihre Tätigkeit als VHS-Lehrerin sehr gut Deutsch sprechen und verstehen.

Als weiteren mit lachenden Gesichtern beklebten Treffpunkt nutzen viele der anwesenden Frauen den im vergangenen Sommer gerade fertiggestellten neuen Spiel- und Grillplatz der Grohner Düne. Er liegt gegenüber der Begegnungsstätte der Grohner Düne neben dem ebenfalls erst seit kurzem fertiggestellten Einkaufszentrum Hafen Hövt. Dort seien aber eher die BewohnerInnen der Grohner Düne anzutreffen, so die Frauen.

Diese Tendenz spiegelt sich auch bei der Teilnehmerinnenstruktur auf dem Plan wider. Durch die aktive Mitgestaltung des Spiel- und Grillplatzes scheint eine starke Verbundenheit zu diesem entstanden zu sein. Er sei wirklich schön, läge sehr günstig für die meisten der Frauen und sei ganz einfach ‚ihrer‘, so die Kommentare der Migrantinnen als sie nach dem Grund ihrer Vorliebe genau dieses Orts befragt wurden. Außerdem könnten die Kinder nahezu unbeaufsichtigt sein, da der Spielplatz eingefriedet sei. So bräuchten sie sich keine Sorgen zu machen, dass ein Kind plötzlich auf die Straße laufe und von einem Auto erfasst werden könnte. Günstig sei aber auch die Nähe zu ihren Wohnungen, sagen die Teilnehmerinnen des Workshops, die direkt in der Grohner Düne wohnen. Sie bräuchten im Sommer keine weiten Wege zurückzulegen, um z.B. grillen zu können. Richtige Grillstellen seien schon vor Ort, sie müssten keinen Grill von zu Hause aus mitbringen.

Der einzige Ort, der ein weinendes Gesicht bekommt sind der Bahnhof und Omnibusknotenpunkt. Bis auf Mona, die mit dem Bahnhof die Stadt Bremen mit ihren Möglichkeiten assoziiert, ist allen anderen Teilnehmerinnen dieser Ort unsympathisch. Er sei kalt, zugig und gefährlich. Es gäbe Drogenabhängige und Halbstarke, die ihnen teilweise Angst einflösten. Viel Dreck und Gestank sei auf dem Bahnhof und man wüsste manchmal nicht, ob hinter der Biegung im Eingangsbereich des Bahnhofs zu den Gleise jemand stünde, um sie zu bedrohen.

Die Begegnungsstätte der Grohner Düne mit ihrem Kursangebot und dem offenen Frauentreff Mittwoch Vormittags bildet sich als Zentrum der Wegebeziehungen heraus. Auch hier kleben viele lachende Gesichter. Werden nicht alle Wege von allen Frauen gegangen, so wie es Nawal weniger zu Grill- und Kinderspielplätzen, dem Kindergarten und der Schule zieht, was wohl auch am Alter ihrer Kinder liegt (14, 19, 21 Jahre), so kommen dennoch alle zum ‚Dünenwind‘.

Hier scheinen sie eine zentrale Begegnungsstätte zu haben. Aufgrund dieser Tatsache erhält der Ort eine besondere Erwähnung, obwohl es sich bei der Begegnungsstätte mehr um einen abstrakten denn um einen Freiraum im Sinne einer Grünanlage oder eines Spielplatzes handelt. Die Migrantinnen assoziieren mit dem Dünenwind Gemeinschaft, Austausch, Lernen, aber auch Rückzug, Unterstützung und die Möglichkeiten die Teeküche nutzen zu können. Im Dünenwind seien sie auch weniger vom Wetter abhängig und könnten problemlos ihre Kinder falls nötig mitbringen, sagen sie.

Auch wenn viele wie etwa Birgül, die nach ihrer Aussage nur eine deutsche Freundin hat, nur wenig Kontakte zu Deutschen haben und dies gern ändern würden, wollten sie nicht auf die Gemeinschaft ihrer Gruppe verzichten. Alle Teilnehmerinnen des Workshops bestätigen, dass Familie für sie Heimat bedeute. Die meisten von ihnen hätten noch sehr viele Freunde und Verwandte in ihren Herkunftsländern, die sie sehr vermissen. Es seien tatsächlich weniger bestimmte Freiraumelemente (Dorfbrunnen, Bänke oder Wochenmärkte), die ihnen hier in Deutschland fehlten als das gewohnte soziale Netzwerk, das sie aus ihren arabischen Herkunftsländern her kennen würden. Durch die hiesige Begegnungsstätte erhielten sie ein wenig hiervon zurück, aber viele Deutschen würden sich allein darüber lustig machen, wenn sie sie mit ihren Kaffee- oder Teekannen auf den Spielplätzen sähen (vgl. auch FEISE 2004, schriftl.).

Handan wirft dabei ein, dass in der Grohner Düne die verschiedenen Kulturen deutlich gemischt seien. Es gäbe Viertel in Bremen, in denen sich die einzelnen Kulturen viel stärker voneinander abgrenzen würden als dies der Fall bei den BewohnerInnen der Grohner Düne sei. Diese würden sehr viele Unternehmungen gemeinsam tun - nur eben ohne Deutsche, da diese sich kaum für sie interessierten. Sie gibt jedoch auch zu, dass es sehr viele MigrantInnen gibt, die ebenfalls kein Interesse daran hätten, die deutsche Sprache und deutsche Kultur kennen zu lernen. Verstehen würde sie dies nicht.

Schaut man sich das Wegenetz und die Orte an, die die Frauen gern besuchen, fällt auf, dass die Frauen diesen Orten im Prinzip allen dieselben Funktionen zuordnen. Es gibt keine Unterscheidung zwischen diesem Ort, der sich besser zum Essen und austau-

schen eignet und jenem Ort, an dem man eher seine Ruhe findet und einem weiteren, der gut für die Kinder ist. Die Frauen scheinen an einem Ort alles zu tun, ähnlich einem Dorfbrunnentreff aus früheren Zeiten. Dies erklärt sicherlich auch die Begeisterung der Migrantinnen für den neuen Grill- und Spielplatz an der Grohner Düne. Hier haben sie ihr eigenes ‚kleines Reich‘, in dem sie alles tun und lassen können. Es existieren Sitzplätze und Tische, die für die Benutzung durch Gruppen ausgerichtet sind. Ihre Kinder haben die Möglichkeit in sicherer Umgebung und ausreichendem Platz spielen zu können. Zusätzlich liegt der Grill- und Spielplatz, einem eigenen Garten gleich, fast direkt ‚vor der Haustür‘, so dass sie sich problemlos, ohne offizielle Verabredungen alle dort treffen können. Nicht zuletzt bietet er Sicherheit gegenüber rassistischen Auseinandersetzungen mit der deutschen Bevölkerung, da dieser Raum im Hauptsächlichen von MigrantInnen aufgesucht wird.

Betrachtet man allein die Wege, so fällt insbesondere eine Teilung der Struktur in zwei Hälften auf. Die eine befindet sich nördlich, oberhalb der Bahnhofanlage und des Hafenbeckens, die zweite um die Grohner Düne herum unterhalb des Hafenbeckens und der Bahnanlage. Eine Verbindung erfahren sie, bedingt durch die Bauten nur über die Friedrich-Klippert-Straße, die von Süd nach Nord verläuft. Vielleicht ist dadurch das ‚Vor und Zurück‘ der Wege der Migrantinnen zu erklären, die sehr wenig Rundwege aufweisen.

Auch hier sind erneut Birgül und Handan, die beiden Radfahrerinnen die Ausnahmen, die sich durchaus Rundwege extra herausuchen, um einen Weg nicht zweimal fahren bzw. gehen zu müssen. Ein Rundweg bedeutet in diesem Fall einen größeren Radius in Kauf zu nehmen, will man nicht Teile des Weges an lauten Straßen entlang gehen. Den Spazierweg von Birgül scheinen die anderen Frauen zu vermeiden. Es mag sein, dass der fehlende Spielplatz der Grund ist oder auch die Distanz, warum keine der anderen Frauen den Weg durchs Grün an der Bahnanlage nimmt, um dann über



Der Vegesacker Bahnhof

eine zweite, entferntere Zugangsmöglichkeit, die Herman-Fortmann-Straße, ins Viertel zurückzukehren. Birgül erklärte, bald von Vegesack zurück zur Grohner Düne zu ziehen und behält sich vor, auch weiterhin an der Bahnanlage spazieren zu gehen, allein und mit wie ohne Kinder.

Birgül und Handan sind es auch, die das vorgezeichnete Wegenetz aller Frauen als einzige ganz ausschöpfen. Ihre Wege führen sie zu Fuß wie mit dem Fahrrad zum nördlichsten Punkt des Wegenetzes wie auch zum südlichsten. Ihre Wege gehen sogar noch weiter als der Kartenausschnitt dies erkenntlich machen kann. Aus pragmatischen Gründen konnte der Kartenausschnitt keine beliebige Größe erhalten (Lesbarkeit vs. Handling des Plans) und so gehen die Wege, die Handan und Birgül im Alltag zurücklegen über die Grenzen des Plans hinweg. Die der ‚Nur-Fußgängerinnen‘ aber fügen sich genau hinein.

Da es sich bei den Teilnehmerinnen und ihrer letztendlichen Anzahl keineswegs um statistische Größen handelt, stellen die Ergebnisse des Workshops nur mögliche Tendenzen dar, die keine Allgemeingültigkeit besitzen.

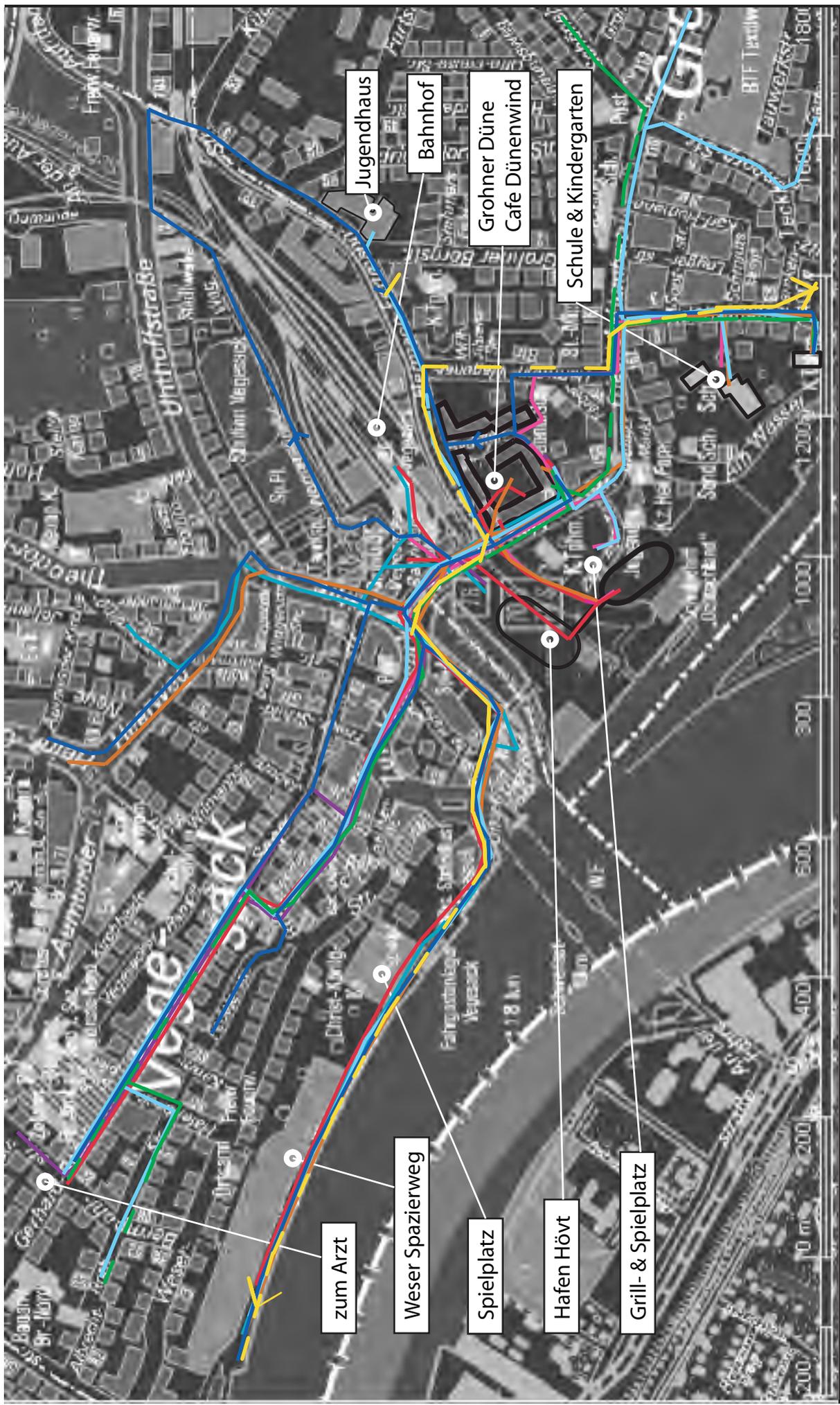
Dennoch zeigen die spezifischen Ergebnisse der Wegebeziehungen, die im Rahmen des Workshops erfasst wurden, deutlich die Tendenz, dass das Erlernen des Fahrradfahrens und anschließende Benutzen des Fahrrads die Individualität der teilnehmenden Migrantinnen steigert. Ebenfalls scheint sich der Radius der Wege zu vergrößern. Es mag sein, dass die anderen Frauen für weitere Wege ihr Auto nehmen. Nawal etwa fährt nach eigener Aussage mit diesem nach Bremen hinein, um dort syrische FreundInnen zu besuchen. Da nicht jede der anwesenden Frauen einen Führerschein besitzt und es auch einen deutlich größeren Bearbeitungszeitraum erfordert hätte, wurden die Fahrten mit dem Auto nicht weiter erfasst. Das Auto stellt zwar im Allgemeinen ein Individualfahrzeug dar, nach Meinung der Autorin ist aber das Fahrrad sehr viel prägnanter in dieser Erscheinung, da hier, anders als etwa beim Auto, keine weiteren Insassen mitgenommen werden können.

Zudem fällt auf, dass die Migrantinnen des Workshops Orte und Wege, die sie benutzen bzw. besuchen kaum nach ihren differenzierten Funktionen trennen. Sie wollen an ein und demselben Ort alles möglichst alle Funktionen erfüllt sehen, die ihr Alltag mit sich bringt. Ihn vollständig als Ort für sich annehmen. Sie differenzieren nicht nach Orten z.B. der Ruhe oder der Kommunikation, sondern nehmen einen Ort im Ganzen an.

Aufgrund ihres alltäglichen Wegenetzes legen sie außerdem Wert darauf, den von ihnen genutzten Freiraum im näheren Wohnumfeld erreichen zu können. Die strategisch günstige Lage des Weser-Spielplatzes etwa, stellte sich für die Frauen als prioritär gegenüber der Qualität dieses Freiraums heraus. Die Qualität von Freiraum kommt im Vergleich zur Existenz desselben erst an zweiter Stelle.

Im Folgenden soll die Durchführung inklusive Vorbereitung und Teilnehmerinnenstruktur des Workshops kritisch hinterfragt werden, um die eigene Arbeit zu reflektieren, aber auch anderen Anregungen geben zu können. Im Anschluss sollen die Ergebnisse des Workshops mit den Antworten der Expertinnen I und II zusammengeführt und verglichen werden, um daraus in Kapitel 5.2 Folgerungen und Folgerungen für die Freiraumpolitik ziehen zu können.

Plan B: Das Wegenetz der Teilnehmerinnen aus dem Workshop



Legende

	Nawal		Mesude		Handan (Fahrrad)
	Hiba&Nadia		Hala		Birgül
	Mona		Handan		Birgül (Fahrrad)



Kritische Reflexion des Workshops 4.4

Die Schwierigkeit des Workshops bestand in seiner Vorbereitung. Viele Fragen mussten im Vorfeld offen bleiben. Wie viele Teilnehmerinnen wird es geben, aus welchen Herkunftsländern stammen sie, welcher Alters- und Bildungsgruppe gehören sie an? Dies sind Fakten, die in der Regel zu Beginn der Vorbereitungen eines Workshops bekannt sind. Aus ihnen wird eine Zielgruppe definiert, um die Veranstaltung speziell auf diese ausrichten zu können. Auf diese Art und Weise kann die Moderation die Zielgruppe in der Regel schnell und effizient zu einem Ergebnis führen.

Die Vorinformationen zu diesem Workshop konnten jedoch nur vage formuliert werden. Durch die variable Teilnehmerinnenstruktur des offenen Frauentreffs konnte nur vermutet werden, dass die Frauen mehrheitlich türkischer Herkunft sein werden, die zwecks Arbeitssuche nach Deutschland migriert waren. Letztlich fanden sich hauptsächlich syrische und irakische Flüchtlinge als Teilnehmerinnen des Workshops ein. Die Formulierung einer konkreten Zielgruppe wurde damit erschwert.

Die geringen Vorinformationen über die Teilnehmerinnenstruktur sowie die Tatsache, dass es sich bei diesem Workshop nicht um eine z.B. Baugruppe handelt, die von sich aus die Moderation einlädt, sondern andersherum die Moderation auf die Mitarbeit der Teilnehmerinnen angewiesen ist, um zu eigenen Ergebnissen zu gelangen stellten keine unproblematische Mischung der Sachverhältnisse dar.

Hinzu kam die Problematik der Aktivierung der Migrantinnen. Gerade eine wissenschaftliche Arbeit sei für viele der Frauen sehr abstrakt und kaum mit ihrem Alltag zu verbinden. Die Motivation an einem solchen Workshop teilzunehmen, ohne einen direkten Nutzen ziehen zu können, hält sich laut STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) bei Migrantinnen oft in Grenzen. Um dieses Problem zu umgehen fand der Workshop im Rahmen des oben genannten offenen Frauentreffs statt. Es wurde zwar trotzdem um Teilnahme geworben, die Gefahr, dass niemand kommt, konnte durch dieses Vorgehen aber auf ein Minimum reduziert werden.

Die Umstände der Organisation verhalfen dem Workshop vielleicht auch gerade erst zu seiner Dynamik. Durch die vielen Variablen musste das Moderationskonzept besonders auf Offenheit und Flexibilität achten. Dies scheint, im Nachhinein betrachtet, gerade der Schlüssel zum Erfolg gewesen zu sein. Die Autorin weiß aus eigener Erfahrung wie unbefriedigend es sein kann, wenn die Moderation starr an ihrem Konzept festhält und sich keinen Schritt auf die Prozesse innerhalb der Gruppe der TeilnehmerInnen einstellt.

Die teilnehmenden Migrantinnen schienen zuerst ein langweiliges ‚Lehrer-Schüler-Spiel‘ im Sinne einer ‚Top-Down‘-Veranstaltung zu erwarten und waren positiv überrascht als sie eine ihnen scheinbar neue Form der Kommunikation erfuhren. Es wurde bei der

Moderation sehr darauf geachtet, flexibel auf eventuelle Stimmungsschwankungen der Teilnehmerinnen zu reagieren. Ihr Hauptaugenmerk lag u.a. darauf, die Motivation der Teilnehmerinnen zu erhalten, insofern war sie großzügig in Bezug auf die jeweilige Form der Mitarbeit der Migrantinnen.

Der Workshop erhielt dadurch eine lockere Struktur als sie etwa als Lehrform in den Universitäten oder auf professionell ausgerichteten Bürgerbeteiligungsveranstaltungen zu erwarten ist.

Wer von den Teilnehmerinnen aufstehen wollte, um sich einen Kaffee zu holen oder um sich kurz mit einer anderen Teilnehmerin auszutauschen, tat dies. Entstand dabei zu viel Unruhe, ermahnten sich die Teilnehmerinnen selbst untereinander. Diese soziale Kontrolle bewahrte die Autorin mitunter davor, selbst der Veranstaltung wieder einen strafferen Rahmen geben zu müssen und damit Gefahr zu laufen, durch Druckaufbau die Verbindung zu den Teilnehmerinnen zu verlieren.

Die ungezwungene Atmosphäre während der Veranstaltung ermöglichte den Frauen möglicherweise auch erst die lange Teilnahme. Die Konzentrationsfähigkeiten seitens der Teilnehmerinnen des Workshops stellte sich als sehr unterschiedlich heraus. Indem den Migrantinnen die Möglichkeit gegeben wurde, sich zwischendurch für kurze Momente zurückzuziehen, konnten sie sodann mit neuem Elan weiterarbeiten.

Rückblickend betrachtet hätte der Workshop, um intensivere Ergebnisse zu erhalten etwas anders aufgebaut werden können:

- statt einer ‚low-budged-Moderation‘, doch ein wenig mehr Ausgaben, um Präsentationstechnisch etwas mehr zu bieten,
- trotz befürchtetem Analphabetismus mehr auf schriftliche Moderationsformen eingehen (die Frauen müssten nicht zwingend selbst schreiben und lesen können, dies könnte die Moderation übernehmen) und
- statt eines Stadtplans tatsächlich ein 3D-Modell verwenden.

Durch diesen Mehraufwand wäre es vielleicht möglich gewesen, den Migrantinnen den Sinn der hinter dem Workshop steckte schneller erklären zu können und dadurch tiefere Erkenntnisse zu erlangen. Dennoch war das Budget gering und durch die recht spontane Terminierung des Workshops die Zeit für die Vorbereitung zu kurz gewesen, um ein Modell fertig stellen zu können.

Die teilnehmenden Migrantinnen schienen alles zu mögen, das sie ‚greifen‘ konnten. Als ihnen die Aufgabe erklärt wurde, ihre Alltagswege aufzuzeichnen waren sie zunächst verhalten. Dies änderte sich durch die Aufforderung an die Quartiersmanagerin, bitte mit ihren Wegen zu beginnen, damit die Frauen besser erkennen könnten, worum es ginge. Hieraus entwickelte sich die Eigendynamik, dass mit jeder Frau einzeln, aber ‚sichtbar‘ für die interessierte Gesamtgruppe ihre Alltagswege durchgegangen und dokumentiert wurden. Auf diese Weise stand jede der Frauen einmal persönlich, mit ihrem ganz eigenen Alltag im Mittelpunkt und konnte trotzdem zusammen mit den anderen eine Grup-

penerfahrung machen.

Die Teilnehmerinnen, die ihre Wege bereits eingezeichnet hatten, standen alsbald zu zweit oder dritt vor dem zusätzlich mitgebrachten Luftbild. Dieses bildete einen erheblich größeren Ausschnitt ihrer Umgebung dar. Mit wachsender Begeisterung fanden sie nun ‚allein‘ ihre Wohnungen, Straßen und Orte wieder, die sie täglich begingen.

Diese Form der Verortung mitzuerleben war großartig. Das Luftbild hängt seit dem Tag der Veranstaltung als Geschenk im ‚Dünenwind‘, um noch vielen Frauen dieselbe Möglichkeit zu bieten.



Verortung am Luftbild

Im ‚realen‘ Arbeitsleben stellt oft gerade der zeitliche Rahmen bei Veranstaltungen der BürgerInnenbeteiligung eine Hürde dar. Dennoch verkörpert gerade die Zeit einen wichtigen Faktor bei der Beteiligung von bzw. der Arbeit mit Migrantinnen. Sie sollte ausreichend, keinesfalls zu kurz bemessen werden.

Weitere Erfahrungen, die im Rahmen des Workshops für die Arbeit mit Migrantinnen gemacht wurden sind in Form von Vorschlägen zusammengefasst:

- Die Moderation sollte flexibel und locker aufgebaut sein, um jederzeit die Stimmung der Gruppe auffangen zu können. Starre Moderationsformen und ‚Frontalunterricht‘ scheinen nicht arabischer Kultur zu entsprechen, so wie die Autorin sie in Bremen-Nord erlebt hat.
- Die Moderation muss sich persönlich mit einbringen und sollte nicht versuchen ihre Distanz zu wahren so wie dies üblicherweise gehandhabt wird. Die arabischen Frauen des Workshops legten viel Wert darauf, die Autorin und ihre Assistentin ganzheitlich kennen zu lernen und zu begreifen.
- Migrantinnen arabischer Herkunft erleben kulturell bedingt gern vieles in der Gruppe. Einzelarbeit steht diesem eher konträr gegenüber, darum sollte Gruppenarbeit oder, wie oben beschrieben, die Arbeit in der Gruppe mit einer Einzelperson Vorrang haben - auch, wenn dies einen zeitlichen Mehraufwand bedeuten kann.
- Die Arbeit mit einem 3D-Modell ist sicherlich vorteilhaft, da es den Frauen den Zugang zum planerischen Denken erleichtern wird. Auch ein guter Stadtplan, am besten in Zusammenhang mit einem Luftbild guter Qualität, leistet seinen Dienst. Dennoch ist ein 3D-Modell weniger abstrakt und somit leichter erfahrbar bzw. greifbarer als ein zweidimensionaler Kartenausschnitt.

Im folgenden Kapitel werden die unterschiedlichen Sichtweisen der Fachfrauen mit den Ergebnisse und Erfahrungen aus dem Workshop zusammengeführt. Anhand dieser Zusammenführung soll geklärt werden, inwieweit die eingangs erläuterten Hauptthesen bzw. Hauptfragestellungen im Rahmen der vorliegenden Arbeit im Gesamtkontext zu beantworten sind. Folgerungen und Forderungen, die sich aufgrund der Antworten aus Kapitel 5.1 an die Freiraumpolitik ergeben, werden im Anschluss im Kapitel 5.2 aufgeführt.

5. Fazit

Zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse 5.1

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse aus den Interviews der Fachfrauen (Expertinnen I und II) mit den Ergebnissen des Workshops (Sicht von Bewohnerinnen mit Migrationshintergrund wohnhaft in Bremen-Nord) zusammengeführt und verglichen. Die analytische Zusammenführung wird im Rahmen der Beantwortung der eingangs formulierten Hauptfragen dieser Arbeit geschehen:

1. Was für Bedürfnisse und Wünsche stellen Migrantinnen an den öffentlichen Freiraum?
2. Wo und wie entspricht der Freiraum nicht den Bedürfnissen von Migrantinnen?
3. Gibt es Gemeinsamkeiten / Unterschiede im Hinblick auf Freiraumwahrnehmung innerhalb der Gruppe der Migrantinnen? Um welche handelt es sich und inwiefern sind sie zu erklären hinsichtlich Herkunft, Alter oder Bildung?
4. Zu welchem Anlass gehen Migrantinnen anders mit Freiraum um als deutschstämmige Frauen und männliche Migranten; wo und wie äußert sich dies?

Die Schwierigkeit der Zusammenführung liegt darin begründet, dass zu Beginn der Arbeit der Schwerpunkt auf der Betrachtung möglichst unterschiedlicher kultureller Hintergründe gerichtet war. Dieser Blickwinkel sollte im Folgenden durch die detaillierte Betrachtung von Arbeitsmigrantinnen türkischer Abstammung spezifiziert werden. Auf diesem Hintergrund wurden die Interviews der Expertinnen aufgebaut und analysiert. Die besonderen Bedingungen des Workshops verhinderten diese zuvor angedachte Spezifizierung. Die Teilnehmerinnen des Workshops sind hauptsächlich Frauen syrischer oder irakischer Herkunft, die aus Kriegs- oder anderweitigen hier nicht zu benennenden Verfolgungsgründen in die Bundesrepublik Deutschland kamen. Die Definition ‚Migrantin‘ musste daher im Verlauf der Arbeit eine Erweiterung erfahren. Anstelle der Definition TREIBELS (1990), der Migration durch Flucht und Vertreibung ausschließt, trat die Definition RONZANIS (1980):

Migration wird in der Soziologie definiert als:

„(...) dass Individuen aus einem Gesellschaftssystem in ein anderes überwechseln, wodurch direkt oder indirekt in beiden Systemen interne und externe Beziehungs- und Strukturveränderungen induziert werden.“ (RONZANI 1980: 17).

Die Frage nach den Bedürfnissen und Wünschen von Migrantinnen werden seitens der Fachfrauen und der Bewohnerinnen ähnlich beantwortet. Die Antwort der Expertinnen I, der Wissenschaftlerinnen und Koordinatorinnen fiel hierbei in Aspekten kultureller Unterschiede am differenziertesten aus. Dies begründet sich auf den beruflichen Hintergrund, während die Sicht der Expertinnen II und der Bewohnerinnen meist aus persönlichem Blickwinkel und auf den eigenen ethnischen Hintergrund ausgerichtet sind.

Die bewusste Unterscheidung zwischen Bedürfnissen auf der einen und Wünschen auf der anderen Seite erfährt ihre Berechtigung in einem differenzierteren Überblick über die Situation von Freiraumansprüchen seitens Migrantinnen.

Die Untersuchungen zeigen deutlich, dass Migrantinnen ein großes Bedürfnis nach nicht-kommerziellem öffentlichem Freiraum haben. Dieses liegt darin begründet, dass Frauen arabischer Herkunft die Nutzung kommerzieller Freiräume wie z.B. Cafes, Eisdielen mit Sitzplätzen etc. aus kulturellen Gründen verboten sind. Stattdessen werden diese Räume eindeutig dem arabischen Mann zugeordnet (vgl. z.B. ABID 2004, schriftl.; STORCK-TREUDLER 2004, mdl.).

In ihren Herkunftsländern trafen sich die Frauen in der Regel in ihren Häusern, besaßen oft einen Garten, der gleich am Haus lag (Info aus Workshop). Die hiesigen Wohnungen lassen aufgrund der Größe und des Zuschnittes solche Treffpunkte nicht mehr zu. Es handelt sich trotz Normen und Regeln für die Quadratmeteranzahl pro Person um kleinere Wohneinheiten als sie es von früher gewohnt sind. Darüber hinaus beanspruchen ihre Ehemänner die Wohnungen für Treffen mit ihren Freunden für sich alleine. Der sogenannte Ehrenkodex gebietet zudem penible Sauberkeit und ausgesprochene Gastfreundschaft. Die Frauen haben es schwer in diesem Wirrwarr aus Konventionen und räumlichen Verhältnissen, ihren eigenen Raum zu finden (vgl. STORCK-TREUDLER 2004, mdl.; WEBER 2004, mdl.).

Die in der arabischen Welt seit Jahrhunderten existierenden starken Frauennetzwerke bzw. Frauenbünde haben eine Frauenkultur geschaffen, in der die Frauen in der Regel gemeinsam auftreten und sich in dieser Gemeinschaft nach außen hin gegenseitig unterstützen. Dies führt aber auch zu einer teils scharfen sozialen Kontrolle (vgl. KÜR-SAT-AHLERS 2003: 35-46; WEBER 2004, mdl.). Auf die positiven und negativen Seiten dieser sozialen Kontrolle soll später eingegangen werden.

Aufgrund der Tatsache, dass den Migrantinnen eigene private Räume fehlen und sie öffentliche bzw. halböffentliche Freiräume mit kommerziellem Charakter nicht nutzen können, müssen sie auf die wenig verbliebenen nicht-kommerziellen Freiräume ausweichen. In der Bundesrepublik Deutschland sind nicht-kommerzielle Freiräume ähnlich wie in anderen Industrienationen im Rückgang begriffen (SELLE 1992: 7). Es handelt sich meist um kommunale bzw. städtische Grünflächen und Straßenzüge, die noch vorhanden sind. Selbst an Marktplätzen, früher bekanntermaßen einer der städtischen Aufenthaltsorte überhaupt, kann man sich heutzutage nur aufhalten, wenn man sich in eines der ansässigen Cafes setzt. Öffentliche Bänke zum Verweilen gibt es kaum mehr. Dieser Trend scheint dadurch begründet zu sein, dass die Kassen der Städte und Kommunen zunehmend leer sind und Nutzen daraus geschlagen wird, dass besonders der Boden in innerstädtischen Bereichen teuer ist. Durch seine Vermietung bzw. den Verkauf von Boden an Cafes, Restaurants u.ä. erhält die Stadt bzw. die Kommune auf den ersten Blick einen großen Nutzen. Auf den zweiten Blick gehen u.a. dadurch genau die oben erwähnten nicht-kommerziellen öffentlichen Freiräume in städtischen wie kommunalen

Räumen seit einigen Jahren zurück (SELLE 1992: 9).

Sollte man irgendwo verweilen wollen, ist man meist zum Konsum gezwungen. Will man sich zum Beispiel setzen, kann man dies in der Regel nur, indem man sich an einen Tisch in ein Café o.ä. setzt. Um dort sitzen bleiben zu können, ist man gezwungen etwas zu bestellen. Migrantinnen, denen diese an den Konsum gebundenen Räume verwehrt sind, haben kaum Ausweichmöglichkeiten und konzentrieren sich daher in den verbliebenen Räumen. Schon aus diesem Grund scheint eine Kritik seitens der deutschstämmigen Bevölkerung unangebracht, dass Migrantinnen sich zu mehreren mit ihren Thermoskannen im Grünen treffen und die Rasenflächen bevölkern würden (vgl. FEISE 2004, schriftl.).

Die Ergebnisse des Workshops bestätigen außerdem einen relativ kleinen Radius der teilnehmenden Frauen, sie sind tendenziell sehr ortsgebunden. Ihrer Nutzung unterliegen hauptsächlich die nahen nicht-kommerziellen öffentlichen Freiräume wie z.B. der Weserspazierweg.

Da diesen Frauen traditionsgemäß auch die Erziehung ihrer Kinder obliegt, sind selbige ebenfalls bei Zusammenkünften anwesend. Die Auswahl der nicht-kommerziellen öffentlichen Freiräume beschränkt sich daher um einen weiteren Faktor: er sollte kinderfreundlich sein.

Betrachtet man diese Faktoren zusammen korreliert ein großes Freiraumbedürfnis seitens der Migrantinnen mit einem schmalen Spektrum an Freiraum. Dieser nicht-kommerzielle öffentliche Freiraum erweist sich als existentiell. Arabische Migrantinnen haben darüber hinaus sonst kaum einen Ort für sich. Man kann also zunächst von einem sehr starken Bedürfnis seitens der arabischen Migrantinnen ausgehen. Der Radius der Frauen beschränkt sich stark auf das nähere Wohnumfeld, weil den Frauen die Organisation des Haushalts mit all seinen Aufgaben sowie die Betreuung ihrer Kinder obliegt. Somit ist es wichtig, dass der oben bezeichnete Freiraum, sich in unmittelbarer Nähe ihres Wohnumfeldes befindet, damit die Frauen ihn überhaupt für sich in Anspruch nehmen können.

Als weiteres Bedürfnis kristallisiert sich der Bedarf nach eigenen kulturellen Räumen heraus. Es scheint sich weniger um einen Wunsch als tatsächlich um ein Bedürfnis zu handeln, da zu beobachten ist, dass diese Räume ganz selbstverständlich entstehen und von den jeweiligen anderen ethnischen Gruppen respektiert werden (WEBER 2004, mdl.). Die erste ethnische Gruppe etwa trifft sich stets auf jener Wiese vor dem Häuserblock, die nächste ethnische Gruppe beansprucht die Nähstube für sich und eine Dritte ergreift Raum in der Backstube oder an einem bestimmten Grillplatz.

Erkundigt man sich daraufhin bei Migrantinnen nach den Wünschen, die sie an Freiraum stellen, verdeutlicht sich bei allen Befragten der Wunsch nach Multifunktionalität. Dies bestätigen auch die Beobachtungen und Erfahrungen der Fachfrauen. WEBER (2004, mdl.) erzählte während ihres Interviews von dem Wunsch, der von ihr betreuten Migran-

tinnen eine multifunktionale Sporthalle zu haben. Diese solle Raum bieten für

- die Unterbringung ihrer Kinder,
- große und kleinere Gemeindefeste bzw. private Feiern wie etwa Hochzeiten
- sowie durch leichte Umbaumaßnahmen extra Frauen- wie Männerräume bieten können.

Diese Wünsche sind auch auf den öffentlichen (z.B. Parks) bzw. halböffentlichen Freiraum (z.B. das direkte Wohnumfeld) zu übertragen.

Die Untersuchungen zeigten, dass Migrantinnen, und hier besonders diese mit arabisch-kulturellem Hintergrund viele Wünsche an ein und denselben Freiraum haben, wie die Ergebnisse des Workshops gezeigt hat. Er solle viel Grün beinhalten und weitläufig sein, um zum einen aus der Enge der Stadt und der Wohnung zu kommen und zum anderen frische Luft atmen zu können. Viele Teilnehmerinnen des Workshops verbinden das Grün mit Gesundheit und als wichtigen Ausgleich zu grauen betonierten Straßenzügen in ihrem Viertel. Viele von ihnen stammen aus ländlichen Regionen ihrer Herkunftsländer und vermissen die Natur und ihre Gärten.

Weiterhin besteht der Wunsch nach großzügigen und sicheren Kinderspielplätzen. Da sich die Frauen traditionell zu mehreren treffen und deshalb auch viele Kinder am selben Ort spielen, sollte dieser Freiraum den Kindern genügend Platz und auch differenzierte Spielmöglichkeiten bieten. Der Sicherheitsaspekt wurde im Rahmen des Workshops benannt als die Migrantinnen ihren neuen Grill- und Spielplatz hervorhoben, u.a. weil er eingezäunt ist und damit keines ihrer Kinder plötzlich auf die Straße laufen kann. Auch hier scheint die pragmatische Seite der Migrantinnen unterstrichen zu werden, die bereits oben mehrfach erwähnt wurde.

Der Zaun wird dabei dem Sicherheitsaspekt zugeordnet und nicht der Abgrenzung nach außen. Es konnte leider nicht detailliert herausgefunden werden, ob sie diese mögliche Deutung nur ausblenden, sich ihr widersetzen oder sie wirklich nicht empfinden.

Neben den Vorstellungen nach Spielmöglichkeiten für die Kinder wünschen sich die Mütter Sitzplätze und Tische. Diese sollten möglichst ausreichend vorhanden sein, damit niemand stehen muss und im Kreis, zumindest über Eck zueinander angeordnet sein, damit es sich problemlos unterhalten lässt. Häufig vorgetragener Wunsch, u.a. in der Grohner Düne realisiert, sind feste Feuerstellen. In der Grohner Düne sind diese entsprechend abgeschlossen. Wer im Sommer an einem der aufgestellten Grillplätze grillen möchte, muss sich zuvor mit Namen, Datum und Uhrzeit in eine Liste eintragen und bekommt daraufhin den Schlüssel ausgehändigt. Dieses wurde seitens der BewohnerInnen selbst organisiert und verläuft reibungslos. Auf diese Weise würden auch die Grillplätze in sauberem Zustand hinterlassen (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.).

Bedenkt man die derzeitige Freiraumsituation in den Städten, z.B. in örtlichen Parks, erkennt man schnell, dass dieser in der Regel den Wünschen der Migrantinnen wenig entspricht. Nicht nur in Grohn oder Vegesack sind z.B. immer weniger Parkbänke vorhan-

den. Es handelt sich um ein generelles Phänomen in deutschen Städten. Freiraummobiliar muss seitens der Kommunen und Städte gekauft, aber auch gepflegt werden. Neben der allgemeinen Grünpflege ist die Wartung und Instandsetzung des Freiraummobiliars mit Kosten verbunden. Kommunale Mittel hierfür fallen zunehmend geringer aus. Neue Bänke werden selten aufgestellt. Notwendige Reparaturen werden nicht durchgeführt. SpenderInnen stiften aus diesen Gründen Geld, um vorhandene Banken wieder Instand setzen zu lassen oder ganz neue zu kaufen.

Auf Kinderspielplätzen sieht die Situation nicht besser aus. Auffällig ist hier, dass die Anordnung von Sitzbänken im Allgemeinen linear nebeneinander in Richtung der Spielgeräte ist. In Parkanlagen ist der Blick dann auf die Wiese, den See o.ä. hin ausgerichtet. Diese Linearität verhindert Augenkontakt zwischen den Personen, die auf der Bank sitzen und erschwert damit die Aufnahme von Kommunikation. Hierzu muss der Oberkörper gedreht werden und auch dann wird es für eine Gruppe aus nur drei Personen unmöglich, sich unbeschwert zu unterhalten. Die jeweils außen Sitzenden sind räumlich extrem getrennt.

Durch diese Form der Sitzgestaltung wird eine Art von Individualismus gefördert, die über zwei Personen kaum hinausgehen kann. Gemeinschaftliches Auftreten erlebt in solcher Eindimensionalität starke Behinderungen. Versucht sich dennoch eine Gruppe in einer derartigen Situation kommunikativ aufzuhalten, so erscheint es einem fast widersinnig und störend, weil es nicht zur Gestaltung und beabsichtigten Wirkung des Freiraumelementes passt. Das Leben in der Gruppe bzw. das Erleben der „Außenräume als Lebensräume“ (SELLE 1992: 32) seitens der Migrantinnen wird gegenüber westeuropäischem Individualismus erschwert.

Die während des Workshops geäußerte starke Ablehnung des Bahnhofs haben zuvor auch die Fachfrauen aufgegriffen. Sie sprachen zwar nicht speziell von Beobachtungen in Bahnhöfen, aber merkten an, dass Migrantinnen ein starkes Sicherheitsbedürfnis inne hätten. Diese Aussage harmoniert mit den Aussagen der Workshop-Teilnehmerinnen. Diese bemängelten am Vegesacker Bahnhof neben Unrat, Zugigkeit und Kälte außerdem Drogenabhängige und nicht einsehbare Bereiche, in denen sie sich unwohl fühlten. Hier bestätigt die Quartiermanagerin, STORCK-TREUDLER (2004, mdl.), dass eine Verschiebung des kriminellen Milieus aus der Grohner Düne u.a. in den Bahnhofsbereich stattgefunden habe.

STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) und andere Fachfrauen bemerken außerdem bei Vätern arabischer, hier besonders kurdischer und libanesischer Herkunft eine besondere Wachsamkeit ihren Töchtern gegenüber.

Es ist zwar so, dass Migrantinnen einsehbare Räume etwa an Bahnhöfen aus Sicherheitsgründen wünschen, auf der anderen Seite aber wünschen sie sich explizit auch nicht-einsehbare Räume. Bei letzteren handelt es sich allerdings um geschützte Bereiche, die auch im Innenbereich von Gebäuden existieren können (vgl. auch die Beliebtheit des ‚Dünenwinds‘ in Grohn).

In den alten Herkunftsdörfern vieler arabischer Migrantinnen gab es räumlich wie zeitlich getrennte Freiräume für Männer und Frauen, die die Frauen im deutschen Raum nicht vorfinden. Diese Frauen können, besonders wenn sie streng islamisch erzogen sind, täglich am Rande ungewollter Grenzverletzungen laufen - die Flucht in die Wohnung bleibt vielen als einzige denkbare Alternative. Sie verschwinden aus der Öffentlichkeit, sehen nur Freundinnen und verwandte Frauen, da häufig auch der Kontakt zur Außenwelt in Form fehlender Arbeitsplätze verwehrt ist. Woher soll der Spielraum für eigene Wege in die Emanzipation kommen, wenn im echten Sinne des Wortes kein Raum dazu vorhanden ist? (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 149)?

Vorraussetzung für eine gleichberechtigte Lebensführung der Migrantinnen, besonders der muslimischen, hier oft türkischen Frauen, ist die Gewährleistung gleicher Rechte, Schaffung von Bedingungen für soziale und Chancengleichheit und gleichen Zugang zu den zentralen Lebensbereichen Arbeit, Ausbildung und Wohnen.

Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede innerhalb der Gruppe der Migrantinnen sind schwieriger zu benennen als zu Beginn der Arbeit gedacht, da eine immer stärkere Konzentration auf die Migrantinnen arabischer Herkunft erfolgte, obwohl anfänglich eine breit gestreute Beobachtung geplant war. Auch die Teilnehmerinnenstruktur des Workshops zeigt eine ziemlich homogene Gruppe von Frauen Mitte Dreißig. Dennoch gibt es Angaben seitens der Fachfrauen, hier besonders von STORCK-TREUDLER (2004, mdl.) und WEBER (2004, mdl.), die die BewohnerInnenstruktur der Grohner Düne bzw. von Lüssum-Bockhorn sehr gut kennen.

Einen ganz offensichtlichen Unterschied stellen die jeweiligen Migrationshintergründe der Frauen dar. Flüchtlinge etwa haben einen ganz anderen Heimatverlust erfahren als Frauen, die sich selbst für die Arbeitsmigration entscheiden. Bei Heiratsmigrantinnen sehen die Fälle sehr individuell aus, so dass kein Pauschalurteil gefällt werden kann. Flüchtlinge haben einen besonderen Bedarf an Verwurzelung (MÜLLER 2004, schriftl.; NASS 2004, mdl.). Die Internationalen Gärten treten hierfür als Beispiel auf, wie erfolgreiche Integration von Flüchtlingen mittels Verwurzelung im öffentlichen Freiraum und in einer neuen multikulturellen Gemeinschaft aussehen kann.

Auf der anderen Seite wurde auch aufgezeigt, dass dieses Bedürfnis nicht grundsätzlich bei allen Migrantinnen existiert. Die Migrantinnen der Grohner Düne, die mehrheitlich Arbeitsmigrantinnen sind, lehnten ein Projekt wie die Internationalen Gärten bei sich im Quartier ab (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.). Ihr Bedürfnis nach Gemeinschaft, Integrations- und Hilfsangeboten scheint durch die bereits existierende Begegnungsstätte (WiN-Projekt) gestillt zu sein. Einen Schrebergarten wollten sie, wenn dann nur, um einen wirtschaftlichen Nutzen daraus ziehen zu können. Sie wollten wirtschaftlich anbauen, um die Haushaltskasse zu entlasten und keine zusätzlichen Belastungen in Form von Selbstverwaltung erfahren. Die Art der Herangehensweise unterscheidet sich hier also deutlich. Zum Einen handelt es sich um den Wunsch pragmatisches Wirtschaften, also um ein aktives selbstverantwortliches Handeln im Alltag und zum Anderen um das

Bedürfnis nach einer Form erster Annäherung an die Umwelt (im Sinne von Freiraum und Gesellschaft).

Laut MEHRABIAN (1987: 29) werden Kulturunterschiede überschätzt. Es gäbe weitaus mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede. Anhand der Untersuchungsergebnisse dieser Arbeit kann jedoch gesagt werden, dass u.a. die Bildung von Migrantinnen einen großen Unterschied für Integrationsmaßnahmen bedeuten kann. Ein häufiges Problem bei Migrantinnen ist der Analphabetismus. Viele der Migrantinnen sind bilingual, sprechen fließend Türkisch und Kurdisch, häufig noch eine dritte oder vierte Sprache - aber kaum Deutsch. Besonders viele Kurdinnen ländlicher Herkunft (WEBER 2004, mdl.) sind Analphabetinnen, was das Erlernen der deutschen Sprache zusätzlich erschwert. Analphabetinnen nehmen ihren Raum auch ganz anders wahr als diejenigen, die Schreiben und Lesen können. Die Migrantinnen, die Lesen und Schreiben können, scheinen sich ihre Umwelt eher aneignen zu wollen, sie seien Neuem aufgeschlossener. Sie erlernen schneller die deutsche Sprache und nähmen z.B. vermehrt am Bildungsangebot der Grohner Düne bzw. des Hauses-der-Zukunft in Lüssum teil (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.; WEBER 2004, mdl.). Dieses Verhalten überträgt sich auch auf den Freiraum. Der Satz ‚Bildung öffnet Horizonte‘ könnte auch auf Migrantinnen angewandt werden. Laut WEBER (2004, mdl.) ist der Aktionsradius von Analphabetinnen äußerst gering und beschränkt. Sie erweiterten ihren Radius erst Schritt für Schritt, wenn angrenzender Freiraum bereits von den anderen Migrantinnen (Nicht-Analphabetinnen) in Anspruch genommen wurde. Analphabetinnen hielten sich auch vermehrt in ihrer eigenen ethnischen Gruppe auf und vermieden Kontakt mit deutscher Kultur. Sie verblieben quasi in ihrer eigenen kleinen Welt, was ein großes Integrationsproblem darstellt.

Neben den verschiedenen Bildungsgraden der Frauen spielt auch das Alter eine Rolle, in dem sie nach Deutschland gekommen sind. Frauen der älteren Generation litten sehr viel mehr unter Heimweh als die Jüngeren, so die Fachfrauen. Der Workshop konnte hierzu keine deutlichen Schlussfolgerungen ziehen, da die Frauen alle zwischen 30 und 40 Jahre alt waren, die einzige Ausnahme stellte Hiba mit 18 Jahren dar. Dennoch war die Selbständigkeit Handans, deren türkische Eltern als ArbeitsmigrantInnen nach Deutschland gekommen sind, im Vergleich zu den anderen Teilnehmerinnen eindrucksvoll. Als moderne Deutsche türkischer Abstammung spielt sie z.B. auch Fußball. Zusammen mit Birgül gehörte sie zu den Radfahrerinnen des Workshops und zu den Fußgängerinnen mit dem weitesten Radius. Sie gab an, häufig allein unterwegs zu sein und nur den Bahnhof vermeiden zu wollen.

Nach den Erfahrungen von NASS (2004, mdl.) und WEBER (2004, mdl.) trauerten besonders die älteren Migrantinnen um ihre alte Heimat, die entweder als frühere Arbeitsmigrantinnen nun nicht mehr im Erwerbsleben stünden oder aber in Form des Familiennachzugs erst sehr spät nach Deutschland kamen. Hier würden besonders die einstigen Arbeitsmigrantinnen übersehen, dass sich auch ihre frühere Heimat verändert habe. Dies könnte erklären, warum hiesige muslimische Migrantinnen plötzlich wieder sehr religiös werden und alte Traditionen in Deutschland sogar stärker lebten als dies in vie-

len Teilen z.B. der Türkei heutzutage üblich ist (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 150). Diese Migrantinnen hängen an den Werten und Normen, die sie aus ihren Erinnerungen während der Kinder- und Jugendzeit her kennen. Es sind nicht notwendigerweise dieselben, die heutzutage im Herkunftsland aktuell sind. Dennoch kann durch das Austreten aus der Erwerbswelt eine plötzliche Leere spürbar werden. Viele Menschen haben Schwierigkeiten, ihr Leben ohne die tägliche Arbeit zu führen. Die Suche nach Halt in der Religion ist ein bekanntes Phänomen. Religion mit ihren festen Werten, Regeln und Verhaltenskodex bietet vielen Menschen ein Gerüst für ihren weiteren Lebensweg. Aus diesem Grund schienen auch vermehrt junge Migrantinnen, die als moderne junge Frauen nach Deutschland kommen, hier plötzlich in alte Traditionen zurückzufallen. In der Bundesrepublik konfrontiert mit vielleicht Ablehnung, gar offenem Rassismus und fehlendem Halt durch das familiäre Netzwerk ihrer alten Heimat sehen sie sich teils verloren und empfinden Unsicherheit gegenüber einem Leben in der deutschen Gesellschaft. Zunehmend mehr junge Migrantinnen suchen die Abgrenzung gegenüber selbiger in ihrer ethnischen Gruppe, also eine Abgrenzung nach außen, eine Möglichkeit für sich Sicherheit zu finden (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.; NASS 2004, mdl.). Dies erschwert Ansätze zur Integration auf den verschiedenen Ebenen.

Den größten Unterschied zwischen der Freiraumaneignung von Migrantinnen zu Migrantinnen arabischer Herkunft ist laut Fachfrauen und Workshopteilnehmerinnen der, dass öffentliche Freiräume kommerziellen Charakters den Frauen nicht zugänglich seien. Geldausgeben, sich mit Frauen verabreden, in die Disko gehen o.ä. dies obliegt den Männern und eröffnet ihnen somit sehr viel mehr Möglichkeiten als den Frauen, Raum für sich in Anspruch zu nehmen (ABID 2004, schriftl.). Sie können viel eher am öffentlichen Geschehen teilnehmen, da politisches und gemeinschaftliches Geschehen meist an solchen Orten stattfindet. Ihre Frauen und Töchter dagegen erscheinen ausgeschlossen, indem sie zusammen mit den Kindern und anderen Migrantinnen oft gleicher Ethnie weniger Chancen auf aktiven Kontakt mit der deutschen Gesellschaft haben.

Das Freiraumverhalten von Migrantinnen unterscheidet sich außerdem insofern von dem der Migrantinnen, als sie öffentlichen Freiraum fast ausschließlich als Erholungsort bzw. Freizeit ansehen. Migrantinnen nutzen den öffentlichen Freiraum verstärkt eindimensional. Dieses Verhalten, das auch bei deutschstämmigen Männern zu beobachten ist, wird seit langem seitens feministischer Planungsfachfrauen analysiert. Sie kritisieren z.B. die von Männern geplanten sogenannten Schlafstädte (GRÜGER 2000: 35f) wie etwa Garbsen an der Peripherie Hannovers, die auf die Bedürfnisse und Wünsche der Männer ausgerichtet sind, aber nicht auf die der Frauen. Es entstanden zahlreiche Graphiken, die aufzeigten, dass Frauen ein vielschichtiges Wegenetz durch ihr Stadtviertel ziehen, während die Männer meist eindimensional von zu Hause zur Arbeit und wieder zurück nach Hause fahren, wobei sie dabei eventuell am Sportstudio einen Zwischenstopp einlegen. Den öffentlichen Freiraum nutzen sie meist am Wochenende, um dann in ihrer Freizeit mit den Kindern im Park zu spielen, zugrillen o.ä., im Gegensatz zu den Frauen, die selbigen im Alltag benutzen (müssen).

Hier liegt also eine Ähnlichkeit zwischen deutschstämmigen Männern und männlichen Migranten sowie Migrantinnen und deutschstämmigen Frauen vor.

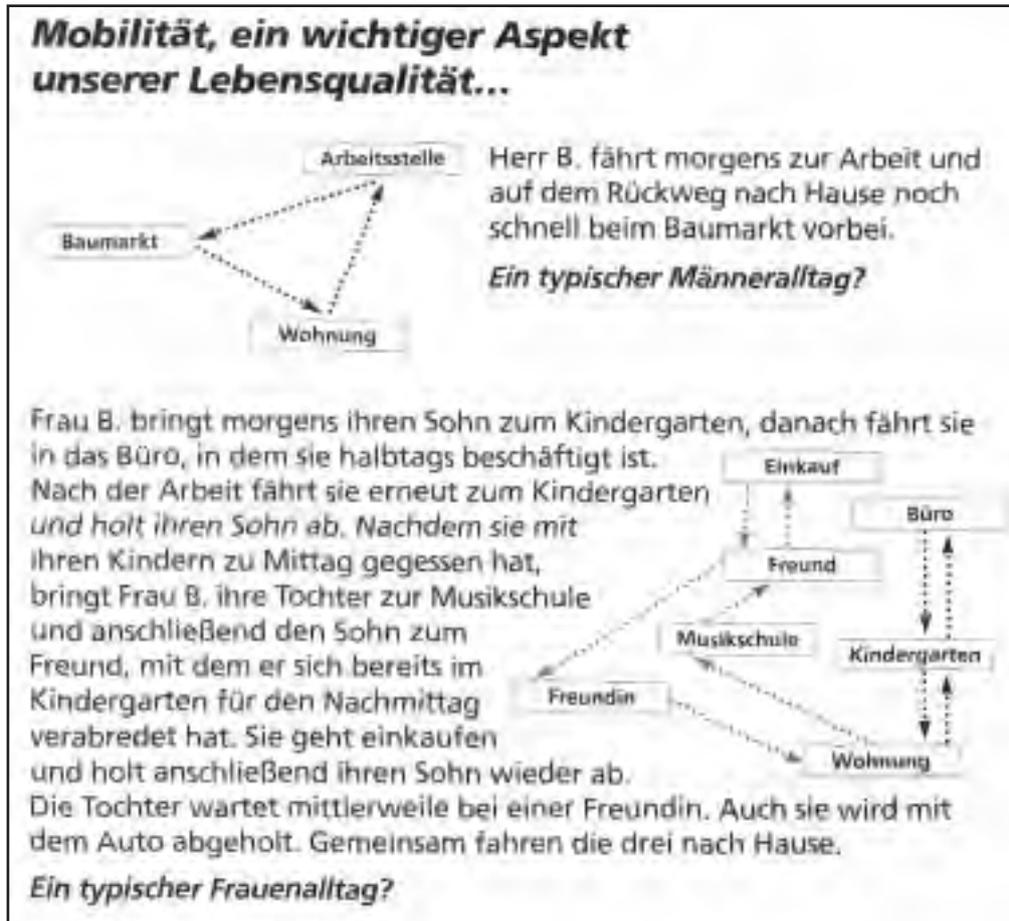


Abb. 4: Wegebeziehungen von Frau und Mann (BÜHRMANN 1994)

Trotzdem sind deutschstämmige Frauen auf den nicht-kommerziellen Freiraum als multifunktionales Medium für Kommunikation und Gesellschaft nicht in der existenziellen Form angewiesen wie es Migrantinnen besonders arabischer Herkunft sind. Dies kann zum einen daran liegen, dass die westliche und damit auch deutsche Gesellschaft von einem starken Individualismus geprägt ist, der den Menschen weg von der Großfamilie hin zur Kleinfamilie bzw. dem modernen Singleleben führte. Zum anderen liegt es daran, dass Frauen deutscher Abstammung kommerzielle öffentliche Freiräume offen stehen. Es gibt in Deutschland keine arabische Trennung von Frauen- und Männerräumen, so dass sich deutschstämmige Frauen auch in Cafes, Kneipen, Theater o.ä. treffen können, um Gesellschaft zu erleben. Sie besitzen mehr Optionen, den öffentlichen Freiraum für sich In Anspruch zu nehmen. Auffällig in den beiden WiN-Gebieten Bremen-Grohn und Lüssum-Bockhorn ist jedoch nach WEBER (2004, mdl.) und STORCK-TREUDLER (2004, mdl.), dass im Gegensatz zu den dort lebenden Migrantinnen deutschstämmige Frauen selten in dem Wohnumfeld draußen zu sehen sind. Sie hielten sich verstärkt in ihren Wohnungen auf und scheinen dort bzw. in Cafes o.ä. FreundInnen zu treffen. Im Gegensatz zu der Angewohnheit der MigrantInnen, die Balkone mit Planen abzudecken und als weiteren Abstellraum zu benutzen, würden diese ihre Balkone als Bal-

kone verwenden. Im Wohnumfeld seien sie nur anzutreffen, wenn sie kurz mit ihren Kindern auf den Spielplatz gingen. Ansonsten würden die meisten Frauen den Kontakt mit Migrantinnen meiden und für sich bleiben. Auch hier macht sich der Unterschied zwischen Individueller Lebensweise und einem Leben in familiären Netzwerken wieder bemerkbar. Während deutschstämmige Frauen den nicht-kommerziellen öffentlichen Freiraum tendenziell allein oder zu zweit und auf ein Ziel hin ergreifen, etwa dem den Spielplatz zu besuchen, nehmen Migrantinnen ihn in Anspruch, um hier einen Grossteil ihrer Zeit zu verbringen. Sie kommunizieren, trinken, essen und passen auf ihre spielenden Kinder auf.

Es sei aber zugleich auf den Einwand von MÜLLER (2004, schriftl.) verwiesen (vgl. Kapitel 3.3) die weniger von Unterschieden seitens deutscher und nicht-deutscher Frauen sprach, sondern vielmehr von Unterschieden zwischen Frauen aus agrarischer oder jenen aus industrieller Gesellschaft. So wäre es sinnvoll weitergehende empirische Untersuchungen im Rahmen der Inanspruchnahme von öffentlichem Freiraum von Migrantinnen zu tätigen, um die Verhaltensweisen noch differenzierter den jeweiligen Kulturen und Lebensweisen zuordnen zu können. Wie verhalten sich z.B. Migrantinnen arabischer Herkunft in deutschen Dörfern? Gibt es hier Unterschiede zu denen, die in den Großstädten leben? Könnten sich Migrantinnen leichter in Deutschland einleben, wenn sie nicht einer deutschen Stadt, sondern auf dem Land eine Wohnung gestellt bekämen? Gleichen sich dann die räumlichen Verhaltensweisen von Migrantinnen und deutschstämmigen Dorffrauen?

So wie im Allgemeinen der Stadt Modernität und Fortschritt zugewiesen wird, steht das dörfliche Landleben für die Wahrung von Traditionen und Konventionen.

So stehen für die deutsche Gesellschaft Frauen, die ein Kopftuch tragen generell für die armen Migrantinnen. Sie gelten als generell rückständig, isoliert, hilfsbedürftig, Opfer des Islam, landen geschlagen im Frauenhaus oder als Mädchen auf der Flucht im Jugendheim (KRUMMACHER & WALTZ 1996: 141).

Die Autorin will sich in dieser Arbeit nicht an den Diskussionen über das Kopftuch beteiligen, sondern auf ein Vorurteil verweisen. Denn dieses wird oft auf alle Migrantinnen arabischer Herkunft übertragen. Abgesehen davon, dass die Gruppe der Migrantinnen zu differenzieren ist, erscheinen nach den Untersuchungen der vorliegenden Arbeit Migrantinnen im Gegenteil nicht rückständig, sondern tatsächlich modern.

Sie kennen ihre Umgebung sehr gut, vielleicht gerade weil sie sich hauptsächlich dort aufhalten und sich darum stärker verorten als manch deutschstämmige Frau. Als Expertinnen ihres eigenen Wohnumfeldes wissen sie sehr genau, wo Mangel herrscht und was ihnen gefällt (WEBER 2004, mdl.). Nur wird ihnen diese Fähigkeit oft von deutscher Seite abgesprochen. Eine Teilnehmerin des Workshops formulierte es so „Ich glaube, nur weil ich noch ein bisschen Schwierigkeiten habe, Deutsch zu sprechen, denken die Deutschen, ich bin dumm...ich fürchte, sie finden mich langweilig.“ Bislang fallen diese Frauen häufig aus den Rastern der Bürgerbeteiligung heraus, besonders weil sie durch sprachliche Hürden einen zeitlichen Mehraufwand haben, der im Zeitrahmen von Pla-

nungsprozessen häufig nicht mitberücksichtigt wird. Dadurch ziehen sich die Migrantinnen, die eventuell zunächst Interesse am Planungsgeschehen zeigten, schnell zurück. Als Ergebnis bleibt die Bestätigung gegenseitiger Vorurteile beider Seiten, die auch FEIST (2004, schriftl.) herausstellt.

Zudem ist der Wunsch nach Multifunktionalität von Räumen brandaktuell. In der heutigen Zeit ist Boden und damit gekoppelt (Frei-)Raum rar und darum extrem teuer. Die verbliebenen Freiflächen unterliegen einem stetig stärker werdenden Nutzungsdruck, da immer mehr Menschen auf sie zurückgreifen und sich somit unglaublich viele und facettenreiche Nutzungsanforderungen überschneiden. In der Objektplanung wird unter anderem auf diesen Gesichtspunkt durch eine multifunktionale Nutzung der einzelnen Freiraumelemente einzugehen versucht. So entstehen z.B. Sitzmöglichkeiten indem Mäuerchen, die zur Befriedung von Beeten etwa ein bestimmtes Mindestmaß an Tiefe und Höhe erhalten oder aber auch eine gesonderte Oberfläche, damit es sich gut und trocken auf ihnen sitzen lässt. Damit werden Freiraumelemente geschaffen, die verschiedene Optionen eröffnen, aber nicht zwanghaft genutzt werden müssen. Somit stellt sich die Multifunktionalität von Räumen als eines der aktuellen Themen in der Freiraumpolitik dar!

Die Ergebnisse zeigen, dass es eine Art Identität stiftende Kraft gegen die deutsche Mehrheitsgesellschaft in der an sich heterogenen Gruppe der Migrantinnen gibt. Vermutlich bildet sie sich durch die gemeinsamen Erfahrungen der Fremdheit und des Andersseins der Frauen in der Bundesrepublik Deutschland.

Zu den besonderen Qualitäten von Migrantinnen lassen sich nach Erkenntnissen der Fachfrauen und KRUMMACHER & WALTZ (1995: 141) folgende Aussagen machen:

- multikulturelle Erfahrungen,
- Bi-Nationalität,
- Sprache, Kultur, Kunst,
- Kultur im Raum, öffentliche, halböffentliche und private Räume, in und außerhalb der Wohnung,
- Kommunikationsstrukturen, soziale Netze, Frauenverbände,
- handwerkliche und produktive Fähigkeiten,
- Erfahrungen im solidarischen Ghetto,
- Erfahrungen in und mit Frauenräumen,
- Flexibilität und Improvisationsfähigkeit.

Das kommende Kapitel wird Folgerungen und Forderungen an die Freiraumpolitik verdeutlichen. Inwiefern können die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit auf die Freiraumpolitik übertragen werden? Was für Ansätze gibt es bereits und was könnte verbessert werden, um Integration auf beiden Seiten aktiv zu unterstützen und zu beginnen?

5.2 Folgerungen und Forderungen an die Freiraumpolitik

Im Zeitalter der Globalisierung wächst das Bedürfnis der Menschen nach Heimat, Identifikation und Orientierung. Die Freiraumpolitik kann mit ihren verschiedenen Maßnahmen und Instrumenten den Menschen dazu verhelfen, dieses Bedürfnis zu erfüllen.

Im Rahmen dieser Arbeit wurden neben der Schilderung der allgemeinen Lage von MigrantInnen speziell die Bedürfnisse und Wünsche von Migrantinnen, meist arabischer Herkunft, aus Bremen-Nord thematisiert; ihre Stellung in der Gesellschaft, ihr Heimatverlust und ihre Identifikationsmöglichkeiten mit ihrer hiesigen Umwelt.

Es soll darum im Folgenden nicht um das allgemeine breite Spektrum freiraumpolitischer Maßnahmen gehen, sondern um jene, die insbesondere die Integration dieser Migrantinnen in ihre Umwelt und unsere Gesellschaft fördern. Integration wird hierbei verstanden als ein Prozess des gegenseitigen Nehmens und Gebens zwischen Migrantinnen und BürgerInnen der Bundesrepublik Deutschland.

Welche Maßnahmen können grundsätzlich in Betracht gezogen werden? Welchem Grundsatz, welcher Leitidee folgen sie?

Die Leitidee der deutschen Raumplanung und damit der Freiraumplanung fordert u.a. die entsprechenden Verwaltungsorgane der Länder dazu auf, eine nachhaltige Flächen- und Siedlungspolitik zu führen. Unter eine nachhaltige Politik fallen dabei zum einen die Verdichtung bereits bestehender Siedlungsflächen, aber auch die Bewahrung unbebauter Flächen und ihre Schutz vor Zersiedlung, um den Flächenverbrauch in der Bundesrepublik einzudämmen.

Als etablierte Instrumentarien stehen sicherlich auch in diesem Falle regulative Instrumente und Finanzhilfen zur Diskussion. Diese sollten unterstützt werden durch den strategischen Einsatz kommunikativer Planungsinstrumente wie z.B. unterschiedliche Formen der Öffentlichkeitsarbeit, Konzepte für Bürgerbeteiligungs- und Mitwirkungsverfahren sowie Methoden der Konfliktschlichtung (Mediation).

Das Freiraumkulturmanagement erfährt aktuell in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft ein neues Gewicht. Eine Erläuterung des Begriffs sowie Forderungen an die Freiraumpolitik in diese neue Richtung werden unten gestellt.

Was bedeuten diese Ergebnisse für das WiN-Gebiet Bremen-Grohn mit Anschluss an Vegesack und inwiefern könnten sie letzten Endes doch eine Verallgemeinerung erfahren?

Im Rahmen der Ergebnisse der Diplomarbeit wurde kenntlich gemacht, dass sich Migrantinnen keineswegs den gesamten öffentlichen Freiraum aneignen können. Insbesondere Migrantinnen aus arabischen Herkunftsländern sind häufig kommerzielle öffentliche Freiräume aufgrund mitgebrachter kultureller Normen verwehrt. Die Untersuchungen im Verlauf dieser Arbeit verdeutlichten u.a. die Abhängigkeit der Migrantinnen von Zugangsmöglichkeiten zu nicht-kommerziellem öffentlichen Freiraum.

Wenn, wie in den Grundlagen beschrieben, viele der Migrantinnen nicht in der Bundesrepublik Deutschland bleiben wollen bzw. können, inwiefern lohnen sich dann die oft kostspieligen freiraumpolitischen Maßnahmen für die Städte und Kommunen gerade in Bezug auf ein derart schmales Segment des öffentlichen Freiraums? Gerade in Zeiten ‚leerer Kassen‘?

Nicht-kommerzieller öffentlicher Freiraum zeichnet sich durch wichtige Besonderheiten aus: Der Zusatz ‚nicht-kommerziell‘ drückt die Unabhängigkeit von wirtschaftlichen Zielvorstellungen aus, die sonst in verschiedener Form an diesen Raum gestellt werden könnten. Damit ist dieser Freiraum frei vom Zwang zu Konsum. Diese Tatsache ist wichtig, da somit nicht allein Migrantinnen freien Zugang zu ihm haben, sondern allgemein sozial schwächer gestellte Menschen. In den sozialen Brennpunkten von Städten wohnen nicht allein MigrantInnen mit ihren Familien, sondern, wie bereits dargestellt, auch viele sozialschwache Deutsche. Diese Deutschen dürfen zwar seitens der deutschen Kultur die genannten kommerzielle Freiräume nutzen, ihnen fehlt aber zumeist das Geld. Insofern ist auch ihnen der Zugang zu selbigen verwehrt. Eine Förderung nicht-kommerzieller öffentlicher Freiräume käme also nicht nur einer Nutzerinnengruppe zu Gute, sondern vielmehr mehreren NutzerInnengruppen.

Ein weiterer Gesichtspunkt ist der Neutralitätsfaktor dem nicht-kommerzielle öffentliche Freiflächen unterliegen. Es gibt keine Unternehmen, die die Nutzung untersagen bzw. an selbige Bedingungen knüpfen könnten. Nicht-kommerzieller öffentlicher Freiraum ist im Besitz von Städten und Kommunen, deren Entscheidungsstrukturen über Nutzung und Verfügbarkeit festen Gesetzen und Verordnungen unterliegen, sichtbar etwa durch die jeweiligen Raumordnungs-, Flächennutzungs- oder Bebauungspläne. Die städtischen und kommunalen Verwaltungen besitzen einen Überblick über die Wichtigkeit und Stellung der jeweiligen nicht-kommerziellen öffentlichen Freiflächen im Gesamtgefüge und fällen Entscheidungen nicht ad hoc, sondern im Kontext der Nachhaltigkeit (vgl. GRÜGER 2000: 42f. zu Nachhaltigkeit und Raumordnungsgesetz aus Frauensicht.) Dieser Aspekt garantiert auch eine am Gesamtkontext orientierte einheitliche Entwicklung und die längerfristige Sicherung von nicht-kommerziellem öffentlichen Freiraum, wenngleich auch diese in den letzten Jahren unter den leeren Kassen und damit dem Verkauf von genau diesen Flächen gelitten hat.

Qualitativ hochwertige, neutrale und für jeden zugängliche Freiflächen sind besonders dort wichtig, wo soziale Brennpunkte existieren, um den Menschen ein Aufeinandertreffen in einem offenen wertfreien Raum zu ermöglichen. Aus diesem Grund sind gerade Verbesserungsmaßnahmen des Wohnumfeldes in sozialen Brennpunkten extrem wichtig. Geschehen diese im Rahmen von Mitwirkungsmöglichkeiten seitens der BewohnerInnen so kann dies, wie man anhand des Bremer WiN-Gebiets Grohner Düne sehen konnte, zu einer Identifikation und Verortung der BewohnerInnen mit ihrem Wohngebiet kommen. BewohnerInnen, die sich mit ihrem Quartier identifizieren sind auch eher bereit diesem ein Verantwortungsgefühl entgegen zu bringen. Die soziale Kontrolle gegenüber

z.B. Vandalismus erfährt, wie man ebenfalls am Beispiel Grohns sehen konnte, eine Erstarkung (vgl. etwa den sorgsamsten Umgang mit den festangelegten Grillplätzen der Grohner Düne oder den Erfolg des TOAs). Dies wirkt sich nachhaltig auf die Lebensqualität der BewohnerInnen wie auch die Qualität des Quartiers aus.

Im Falle des Projektgebiets in Bremen-Nord konnte gesehen werden, dass sich derartige Maßnahmen lohnen. Vor Beginn des Landesprogramms ‚Wohnen in Nachbarschaften (WiN)‘ war der soziale Brennpunkt Grohner Düne ein ‚Rotes Tuch‘ für die angrenzenden BewohnerInnen wie auch für die ortsansässigen PolitikerInnen. Umweltverschmutzung, Drogenkonsum, Raub und gar Mord waren an der Tagesordnung und allzu oft eine Schlagzeile in den Regionalnachrichten wert (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.).

Möglich wurden die Maßnahmen der Wohnumfeldverbesserung durch das Integrationskonzept des Landes Bremen, welches im März diesen Jahres eine Aktualisierung erfuhr. Durch die sektorübergreifende Zusammenarbeit der Verwaltungen wurde, wie bereits oben beschrieben, das Programm ‚Wohnen in Nachbarschaften‘ entwickelt (vgl. Kapitel 4). Der hierbei anfallende Etat der einzelnen WiN-Gebiete, die in Bremen mit denen des bundesweiten Programms ‚Soziale Stadt‘ gekoppelt werden konnten, ermöglichte es der Quartiersmanagerin Eva Storck-Treudler und ihren MitarbeiterInnen, die Qualität des Wohnumfeldes der Grohner Düne nachhaltig zu verbessern. Hierzu wurden mittels verschiedener Mitwirkungsverfahren die BewohnerInnen der Grohner Düne miteinbezogen, um ihre speziellen Bedürfnisse und Wünsche zu erfahren und mit ihnen zusammen Lösungsvorschläge zu erarbeiten. Das Wohnumfeld der Grohner Düne hat deutlich an Qualität gewonnen, auch wenn einige Bauprojekte, wie etwa ein weiterer Spielplatz noch nicht fertig gestellt werden konnten.

Diese Zusammenarbeit war nicht immer einfach, dennoch hat Eva Storck-Treudler durch ihre Persönlichkeit und eine konsequente und kontinuierliche Präsenz eine fließende und stetig wachsende Beteiligung erreicht. Die Beteiligungsrate der Migrantinnen gegenüber der der Migranten ist überdurchschnittlich hoch, da die Männer, oft gedemütigt durch die Abhängigkeit von staatlichen Transferleistungen, es den Frauen überlassen, sich um Themen zu kümmern, die Aspekte der Lebensführung beinhalten (vgl. WEBER 2004, mdl.; STORCK-TREUDLER 2004, mdl.). Das Wissen um die Bedürfnisse und Wünsche der Migrantinnen eines Stadtviertels, besonders wenn es einen sozialen Brennpunkt darstellt, sowie ihre Einbeziehung in die Gestaltung des Freiraums erfährt hierdurch ein weiteres Gewicht.

Dennoch ist die Grohner Düne nicht nur positiv zu bewerten. Sie erscheint fast als ein eigenes Land, indem die BewohnerInnen mit Migrationshintergrund alles haben, was sie alltäglich brauchen: Einkaufsmöglichkeiten, Schule und Kindergarten, Erwachsenenbildung, Kontaktmöglichkeiten mit ihresgleichen. Die Migrantinnen brauchen sich nach Ansicht der Autorin auf dieser ‚Insel‘ nicht besonders anzustrengen, um sich zu integrieren.

Genau dies aber will das Land Bremen laut einer Pressemitteilung vom 9. März 2004

erreichen. Hier heißt es „(...) Die in Bremen und Bremerhaven seit den 70er Jahren praktizierte Integrationspolitik ist dem Konzept zufolge in den vergangenen Jahren ergänzt worden durch einen stärker differenzierenden, auf die unterschiedlichen individuellen Lebenslagen der Zuwanderer und Zuwanderinnen eingehenden Ansatz. Nach über 40 Jahren Zuwanderung sei es dabei erforderlich gewesen, von einem beschützenden zu einem Ansatz zu gelangen, der die Eigenverantwortung der Zugewanderten stärker in den Vordergrund rückt und staatliche Hilfen nach dem Prinzip des „aktivierenden Staates“ anbietet (...).“ (Pressemitteilung des Senators für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales, 9.3.2004). Hier wird erneut deutlich, dass Integration ein multifunktionaler Prozess ist, der nicht allein die Adaption deutscher Lebensverhältnisse bedeutet, sondern u.a. auch eine Öffnung auf deutscher Seite und ein aktives Auftreten der MigrantInnen erfordert. Der ‚aktivierende Staat‘ bietet aufgrund leerer Kassen nicht mehr kompakte vollständige Lösungen an, sondern oft nur Initialzündungen in Form von Hilfe zur Selbsthilfe. Diese aber stehen den Menschen, die sich mündig um ihr Leben und die Gesellschaft bemühen zur Nutzung bereit.

Im Gegensatz zu Lüssum-Bockhorn findet zwar eine Durchmischung der ethnischen Gruppen der MigrantInnen in der Grohner Düne statt (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.; WEBER 2004, mdl.), nach Erfahrung der Quartiersmanagerin Storck-Treudler wird die Beratungsstelle aber äußerst wenig von deutschstämmigen BewohnerInnen in Anspruch genommen. Dies ist anders in Lüssum-Bockhorn (WEBER 2004, mdl.). Um den Inselcharakter der Grohner Düne im positiven Sinne aufzufangen, schlägt Eva Storck-Treudler darum eine Vergrößerung ihres WiN-Gebiets vor. Durch eine Quartiersvergrößerung könnten die Übergänge zwischen der weiterhin bestehenden exponierten Lage des Wohngebiets und der schicken Vegesacker Verbindung zwischen Hafengebiet und Internationaler Universität besser gestaltet werden.

Die derzeitige Konzentration der Fördermittel auf die Grohner Düne sei überdimensioniert, auch wenn noch immer die soziale Situation der BewohnerInnen brisant sei und weitere Förderung dringend notwendig (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.).

Aus Sicht der Autorin sollte zudem das Freiraumkulturmanagement in Grohn und Vegesack eine Förderung seitens der Freiraumpolitik erfahren. Die mangelnden Vernetzungen zwischen einerseits den unterschiedlichen ethnischen Gruppen der MigrantInnen an sich und andererseits zwischen diesen und den deutschen BürgerInnen könnten mittels eines durchdachten Konzepts im Rahmen eines Freiraumkulturmanagements durch bewusste integrative Maßnahmen gefördert werden.

Unter Freiraumkulturmanagement werden dabei zusätzliche Inwertsetzungs- und Vermittlungsverfahren verstanden, die neben einer Um- und Neugestaltung von Freiräumen die Freiraumkultur nachhaltig fördern sollen und damit das gesamte Nutzungspotential selbiger zu erschließen helfen.

Im Rahmen der Grohner Düne geht es bei Freiraumentwicklung nicht unbedingt um die Schaffung neuen Freiraums, sondern ganz im Sinne obiger Inwertsetzung um die konti-

nuierliche Entwicklung des Vorhandenen. Neuen Freiraum zu schaffen ist meist mit vielen Hindernissen verbunden, da wie oben beschrieben Boden ein hohes Gut der Städte darstellt. Es gibt Städte, z.B. Leipzig, die die Möglichkeit haben sich durch ‚Glücksfälle‘ neue Freiräume schaffen zu können. Dies kann etwa durch sogenannte Konversionsflächen (aufgegebenes Militärgelände, Industriebrachen aufgrund strukturellen Wandels o.ä.) durchaus möglich sein (siehe Selle zu ‚Doppelte Innenentwicklung‘). In diese Falle jedoch geht es um den Erhalt und die qualitative Entwicklung des Vorhandenen.

Doppelte Innenentwicklung:

„Doppelte Innenentwicklung‘ ist ein Begriff, der erstmals im Zusammenhang mit den Projekten der Internationalen Bauausstellung (IBA) Emscher Park aufgetaucht ist. Vor dem Hintergrund der, im Zuge des Strukturwandels im Ruhrgebiet brach gefallenen Areale geht es um eine „doppelte Nutzungschance“: zum einen um deren Reaktivierung für Siedlungsnutzungen, zum anderen aber mehr und mehr um die Entstehung von Freiräumen in der Stadt.

SELLE 2000

Maßnahmen für das Projektgebiet und damit Forderungen an die dortige Freiraumpolitik sieht die Autorin in der Öffentlichkeitsarbeit sowie in Veranstaltungen ebenso wie der Freizeitgestaltung, der Umweltbildung und der sozialen Kontrolle. Wichtig sind dabei zum einen ein personelles und institutionelles Kontinuum sowie die Förderung von wenigen ausgewählten Projekten. Sogenannte Happenings und Großprojekte in Form einmaliger Prestigearbeit verfehlen ihre Wirkung, wenn es um Verortung und Integration geht, aber auch die Verzettelung in Form vieler kleiner Projekte ist kontraproduktiv (STORCK-TREUDLER 2004, mdl.; WEBER 2004, mdl.; NASS 2004, mdl.).

Bezogen auf die wichtige Stellung der Frauen im Integrationsprozess sind die folgenden Vorschläge an ihnen orientiert. Das Photo-Projekt von Regina Weber aus dem Haus-der-Zukunft in Lüssum-Bockhorn stellt in den Augen der Autorin einen sehr guten Beginn dar. Unter dem Motto ‚Wie sehe ich meine Umwelt?‘ wurden, wie bereits oben beschrieben, die Migrantinnen dazu aufgefordert, Photos von ihrer Umgebung machen. Die Ausrüstung konnte den Frauen gestellt werden und die Ergebnisse wurden in einer Ausstellung im Haus-der-Zukunft der Öffentlichkeit zur Besichtigung angeboten. Teilweise konnten die Exponate sogar verkauft werden. Auf diesem Weg konnte das Sichbefassen mit der eigenen Umwelt, aber auch die Darstellung des eigenen Könnens in der Öffentlichkeit erreicht werden. Da es sich jedoch bislang um eine einmalige Aktion handelt, konnte keine längerfristige Wirkung erzielt werden (WEBER 2004, mdl.).

Aus Sicht der Autorin sollten derartige Aktionen einer Regelmäßigkeit unterliegen. Zudem könnte auch das Thema ‚Kultur‘ und ‚Internationalität‘ in einem solchen Rahmen ein stärkeres Gewicht erhalten. Denkbar wäre auch eine Art Quotenregelung, um eine verstärkte ethnische Mischung zu erreichen. Dies kann etwa durch eine Mindestanzahl von verschiedenen Ethnien pro Veranstaltung geschehen, so dass sich die Teilnehmerinnen um weitere Ethnien kümmern müssen, wenn sich zu wenige angemeldet haben.

Die Gefahr hierbei liegt auf der Hand: daraufhin könnten sich die bereits angemeldeten Teilnehmerinnen zurückziehen. Dennoch besteht die Möglichkeit, gerade aufgrund der bisherigen Veranstaltungen speziell auch der beiden Begegnungsstätten Haus-der-Zukunft und Dünenwind, dass die Frauen aktiv auf andere Nationalitäten zu gehen und sie zur Zusammenarbeit motivieren können. Neben diesem Verständnis einer Quotenregelung könnte auch durch die Bildung von Teams, die unterschiedlichen Nationalitäten angehören eine Option darstellen.

Um diese Ideen auf die nicht-kommerziellen Freiräume in Bezug zu setzen, sollten sich die Themen oder aber die Örtlichkeiten auf selbigen beziehen. Unter Einbeziehung örtlicher Gastronomieunternehmen könnte z.B. in den Grünanlagen des Hafens ein Internationaler Kochwettbewerb stattfinden. Auf diesem Wege könnten sich Frauen verschiedener Kulturen direkt in der Öffentlichkeit (jedoch auf nicht-kommerziellem Boden!) präsentieren. Wie eine Veranstaltung dieser Art im Detail aussehen könnte, müsste dann geklärt werden.

Eine weitere Möglichkeit, Integration und Verortung von Migrantinnen zu fördern wären z.B. Theaterkurse mit internationalen Themen bzw. internationaler Besetzung, Tanzveranstaltungen selbiger Art oder auch Kunstkurse in Zusammenarbeit mit ortsansässigen KünstlerInnen. Wichtig ist jedes Mal der Bezug zum Freiraum und die Mischung der örtlichen Kulturen sowie die Darstellung im konkreten öffentlichen Raum. Die Ergebnisse dürfen nicht wie bislang im Verborgenen bleiben, womit auch die Räume der Begegnungsstätten gemeint sind. In diese Räumlichkeiten gehen meist nur diejenigen, die ohnehin aufgeschlossen und interessiert sind. Wichtig aber ist die Einbindung derjenigen, die unentschlossen oder gar gegen integrative Prozesse sind. Hier ist es die Aufgabe der Freiraumpolitik geeignete Möglichkeiten zu finden, um Ergebnisse in Form von Photos oder auch Ausstellungsstücken direkt vor Ort sicher präsentieren zu können. Ausstellungskästen, ähnlich denen in Museen, z.B. entlang des Weserspazierweges stellen durchaus einen möglichen Rahmen zwecks Präsentation in der Öffentlichkeit dar.

In Gedenken an den Geist olympischer Spiele könnten derartige Veranstaltungen den Kulturen im Projektgebiet auch die Option bieten, sich auf neutralem Boden zu messen. Statt einer Durchmischung können auch gezielt türkische Teams z.B. gegen kurdische Teams o.ä. antreten, um dem Wunsch nach der eigenen Ethnie gerecht zu werden (WEBER 2004, mdl.) und gleichzeitig Konflikte aktiv im Rahmen fester Spielregeln austragen zu können.

Denkbar sind auch Wettkampfveranstaltungen an denen Bewohnerinnen der einzelnen WiN-Gebiete gegeneinander antreten, etwa im Sinne von ‚welches Gebiet hat die meisten Kulturen, weist die meisten Volkstänze auf?‘ o.ä.. Es gibt viele Möglichkeiten.

Aus den Erfahrungen der Autorin sind die Menschen am ehesten mit Wettkämpfen aus der Reserve zu locken, seien es Kinder oder Erwachsene. Sobald sie sich auf irgendeine Art und Weise messen können erwacht der Ehrgeiz und die Menschen sind zu viel mehr bereit – plötzlich öffnen sie sich. Aus diesem Grund hält die Autorin persönlich we-

niger von ‚harmloser Gruppenarbeit‘ und anschließendem ‚einfachen‘ Zuschaustellen in z.B. den Gemeinderäumen. Es muss einen Anreiz geben, etwa, dass das beste Photo oder das beste Team einen Preis bekommt und die Gewinnerinnen müssen in der regionalen Presse Erwähnung finden. Integration muss ‚raus‘ aus den eingeschlossenen Räumen und an die Öffentlichkeit! Aus diesen Gründen wurden oben die Beispiele von Veranstaltungen in Form von Wettkämpfen dargestellt und Wert auf Präsentation in der Öffentlichkeit gelegt.

Die Aufgabe der Freiraumpolitik besteht im Rahmen dieser Maßnahmen u.a. darin, eine Kontinuität zu gewährleisten. Kann man zwei oder drei dieser Veranstaltungen über einen längeren Zeitraum jährlich als Integrationsoption anbieten, kann daraus Tradition entstehen. Traditionen und Rituale sind wichtige Merkmale von Kultur - und Kultur bedeutet Heimat. Sollte es möglich sein, auf diesem Weg den Migrantinnen mit ihrer Schlüsselrolle als aktiver Person in der Lebensführung ihrer Familie ein soziales Netzwerk und damit Heimat zu bieten, so ergibt sich dabei die Option, dass dies indirekt auch ihre Familie erfährt.

Finanzielle Ressourcen müssen seitens der Freiraumpolitik gleich zu Beginn beachtet werden wie auch die frühzeitige Freihaltung entsprechender nicht-kommerzieller öffentlicher Freiräume, etwa Parkanlagen in den entsprechenden raumordnerischen Plänen. Das Ansprechen von Sponsoren in diesem Rahmen stellt zwar auch die Gefahr der Abhängigkeit dar, dennoch gibt es eine Reihe von positiven Effekten. Zum einen ist die katastrophale finanzielle Lage der Städte und Kommunen nicht über Nacht zu verändern und zum anderen kann die Einbeziehungen von örtlichen Akteuren in den Augen der Autorin neben dem Einbringen von Geldern genauso einen Gewinn darstellen. Indem sich örtliche Unternehmen im Rahmen derartiger Veranstaltungen präsentieren, ergibt sich quasi eine Miniaturbild des gesamten städtischen Raums in kleinerem Maßstab. Dies trägt nicht nur zum Imagegewinn der Unternehmen bei, sondern auch zur Verortung der Bewohnerinnen, die sich durch die multifunktionale Nutzung des nicht-kommerziellen öffentlichen Raums scheinbar prinzipiell sehr stark verorten könnten. Trifft man sich häufiger, könnten vielleicht sogar Beziehungen in Form von Arbeitsplätzen entstehen (z.B. die Gewinnerin des Kochwettbewerbs tritt eine Stelle in einem der Restaurants an). Dieser Gesichtspunkt ist zu diesem Zeitpunkt mehr Vision, wenngleich er deswegen nicht sofort auszugrenzen ist.

Die Schwierigkeit dieser freiraumpolitischen Maßnahmen sind sicherlich die Finanzen und auch das Ausmaß der Veranstaltungen, sie erfordern je nach Größe lange Vorbereitungen. Werbung und Öffentlichkeitsarbeit müssen optimal aufeinander abgestimmt werden.

Der Begriff ‚Freiraumkultur‘ erscheint der Autorin auch an sich schon schwierig zu sein. Im Rahmen der vorliegenden Diplomarbeit konnte aus zeitlichen Gründen nur sehr wenig auf die Unterschiede zur deutschen Kultur eingegangen werden. Dieses Themenfeld

ist weitläufig, insbesondere aufgrund der nationalsozialistischen Zeit, die vieles was vor ihr geschah verdeckt. Noch immer haben Deutsche Probleme damit, sich selbst zu identifizieren - was ist ‚Deutsch‘? Es liegt in der Vermutung der Autorin, dass dies gerade eines der Hauptprobleme im Rahmen der Integrationsprozesse ist. WEBER (2004, mdl.) hat dies während ihres Interview mit ihrer Aussage bestätigt, dass sich in ihrem Quartier die Ethnien eigene Räume suchen, um sich dort kurzfristig oder eben auch längerfristig ihrer eigenen Identität zu versichern. Wie kann eine Aufnahmegesellschaft offen andere Kulturen empfangen, wenn sie sich ihrer selbst nicht sicher ist? Genau hiermit müsste sich die aktuelle Freiraumpolitik in viel stärkerem Maße befassen. Was bedeutet ‚deutsche Freiraumkultur‘ und wie kann selbige eine positive Erweiterung durch Aufnahme anderer Kulturelemente erfahren? Eine weitere Arbeit im Rahmen dieses Kontextes stellt sicherlich eine große und spannende Herausforderung dar!

Quellen

Literatur

- ALBRECHT, G., 1972: Soziologie der graphischen Mobilität: zugleich ein Beitrag zur Soziologie des sozialen Wandels. Stuttgart: Enke.
- AREND, M., 2003: Zur erwünschten Desegregationspolitik in der Schweiz. polis – Zeitschrift für Stadt und Baukultur 15 (2): 30-31.
- ASSMANN, A. & HARTH, D. (Hrsg.), 1991: Kultur als Lebenswelt und Monument. Frankfurt / Main: Fischer Verlag.
- BADE, K. J. & MÜNZ, R., 2000: Migrationsreport 2000. Fakten – Analysen – Perspektiven. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- BAMF (Bundesamt für Migration und Flüchtlinge), 2004: Migration und Asyl in Zahlen. Nürnberg.
- BADE, K. J. & BOMMES, M., 2000: 163-205. In: BADE, K. J. & MÜNZ, R., 2000: Migrationsreport 2000. Fakten – Analysen – Perspektiven. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- BAUHARDT, C., 1995: Frauenforschung in der Raumplanung – eine Erfahrungsskizze. In: FOPA e.V. (Hrsg.): Zwischen Abgrenzung und Annäherung. Planerinnen und Planungspraxis in den neuen Bundesländern. Dortmund: Kleine Verlag (Frei-Räume Bd. 8).
- BAUHARDT, C. & BECKER, R. (Hrsg.), 1997: Durch die Wand! Feministische Konzepte zur Raumentwicklung. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.
- BECKER, R., 1997: Frauenplanung in der Raumplanung. In: BAUHARDT, C. & BECKER, R. (Hrsg.): Durch die Wand! Feministische Konzepte zur Raumentwicklung. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.
- BECKER-SCHMIDT, R.; KNAPP, G.-A., 2000: Feministische Theorien zur Einführung. Hamburg: Junius
- BENZ, W. (Hrsg.), 1989: Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 3: Gesellschaft. Frankfurt / Main: Fischer Verlag.
- BERDING, U.; KUKLINSKI, O & SELLE, K., 2003: Städte als Standortfaktoren: Öffentlicher Raum. Bonn: Selbstverlag des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung (Werkstatt: Praxis Nr. 2).
- BERDONG, U., 2003: „Ein ganz heißes Eisen“. Zwischen politischer Korrektheit und polemischen Begriffsverkürzungen. polis – Zeitschrift für Stadt und Baukultur 15 (2): 32-33
- BOCHNIG, S. & SELLE, K. (Hrsg.), 1992a: Freiräume für die Stadt: sozial und ökologisch orientierter Umbau von Stadt und Region. Bd. 1: Programme, Konzepte, Erfahrungen. Wiesbaden: Bauverlag.
- BOCHNIG, S. & SELLE, K. (Hrsg.), 1992b: Freiräume für die Stadt: sozial und ökologisch orientierter Umbau von Stadt und Region. Bd. 2: Instrument der Freiraumplanung. Wiesbaden: Bauverlag.

- BROEKMAN, R. F. & WINKLER, O., 2003: An Spargel sterben? Ein Gespräch mit der Regisseurin Buket Alakus. *polis – Zeitschrift für Stadt und Baukultur* 15 (2): 40-43.
- BÜHRMANN, C., 1994: Frauen treten auf den Plan! Mobilität, Wohnungsbau, Stadt- und Siedlungsplanung aus der Sicht von Frauen. Begleitkatalog zur Wanderausstellung des Niedersächsischen Frauenministeriums. Erarbeitet im Auftrag des Niedersächsischen Frauenministeriums, Hannover. 78 S., vervielfältigt.
- BÜSCHER, R.; FRICKE, U. & SINNING, H., 1996: Bebauungspläne aus Frauensicht - eine Handreichung. Erarbeitet im Auftrag des Niedersächsischen Frauenministeriums, Hannover. 60 S., vervielfältigt.
- CETINKAYA, M., 2003: Integration durch Konflikt. *polis – Zeitschrift für Stadt und Baukultur* 15 (2): 10-11.
- CLAUS, S., 2000: Öffentliches Leben in Stadträumen – ein Beitrag zu sozialer und kultureller Interaktion?! In: Dokumentation: Fließende Grenzen. Dokumentation des 26. Kongresses von Frauen in Naturwissenschaften und Technik. 447-454, Hamburg.
- CORRELL, W., o. J.: Menschen durchschauen und richtig behandeln. Psychologie für Beruf und Familie. mvg Verlag.
- DE ALMAIDA-SEDAS, A., 1990: „Wo kommen Sie denn her?“ *pro familia magazin* 90 (4): 18-19.
- DE BEAUVIOR, S., 1951: *la deuxieme sexe*. Zit. in: GRÜGER, C., 2000.
- DER SENATOR FÜR ARBEIT, FRAUEN, GESUNDHEIT, JUGEND UND SOZIALES: Pressemitteilung vom 09.03.2004.
- DÖRHÖFER, K (Hrsg.), 1990: *Stadt-Land-Frau: soziologische Analysen, feministische Planungsansätze*, 245 S., Freiburg im Breisgau: Kore (Schriftenreihe der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Soziologie Bd. 4).
- AK MIGRANTINNEN/KARGAH e.V. (Hrsg.): *Frauen in der Migration. Dokumentation der Fachtagung der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung*.
- ELIAS, N. & SCOTSON, J. L., 1990: *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt / Main: Suhrkamp
- FHB (Freie Hansestadt Bremen); Der Senator für Bau und Umwelt; Der Senator für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales (Hrsg.), 2003: *Wohnen in Nachbarschaften (WiN). Stadtteile für die Zukunft entwickeln. Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf - die soziale Stadt. Stand der Umsetzung der Programme (Juni 2002)*. Bremen.
- FOPA e.V. (Hrsg.), 1994: *Entschleunigung. Die Abkehr von einem Lei(t)dbild*. 234 S., Dortmund: Kleine Verlag (Frei-Räume Bd. 7).
- FOPA e.V. (Hrsg.), 1996: *Ortswechsel – Blickwechsel. Frauenräume in der Migration*. 200 S., Dortmund: Kleine Verlag (Frei-Räume Bd. 9).
- FOPA e.V. (Hrsg.), 1998: *Neue Wege – Neue Ziele. Positionen feministischer Planung*. 275 S., Dortmund: Kleine Verlag (Frei-Räume Bd. 10).
- FÜRST, H., 2003: Zuwanderung statt Rückbau? Auswirkungen des demografischen Wandels in Ballungsräumen für die Wohnwirtschaft aus der Perspektive der Nassauischen Heimstätte Frankfurt am Main. *polis – Zeitschrift für Stadt und Baukultur* 15 (2): 34-36.

- GEILING, H., 2003: Probleme sozialer Integration. 287 S., Münster: Lit Verlag (VESTER, M.; GEILING, H. & LANGE-VESTER, A. (Hrsg.): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel Bd. 1).
- GREEN, C., 1994: *Woman & Planning*. London: Routledge.
- GREIWE, U.; JANSEN, R. & KLIMEK, C., 1987: *Frauen in der Stadt*. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung der Feministischen Organisation von Planerinnen und Architektinnen Dortmund (FOPA e.V.). Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur.
- GRÜGER, C.; 1999: *Nachhaltige Raumentwicklung und Gender Planning*. Das Beispiel der Regionalplanung beim Verband Region Stuttgart. Dortmund: Beiträge zur Raumplanung Band 104. Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur.
- HACKSTEIN, K., 1991: *Frauen und Männer im Markt*. Zum Konzept der vorderorientalischen Stadt in den Kulturwissenschaften. In: Kokot, W. & Bommer, B. C. (HG.): *Ethnologische Stadtforschung*. 145-164, Berlin: Reimer.
- HÄÜBERMANN, H.; IPSEN, D.; KRÄMER-BADONI, T.; LÄPPLE, D.; RODENSTEIN, M. & SIEBEL, W., 1991: *Stadt und Raum*. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.
- HANSELY, H.-J., 2003: *Wien auf dem Wege zu einer städtischen Diversitätspolitik? polis – Zeitschrift für Stadt und Baukultur* 15 (2): 28-30.
- HERLYN, U. (HG.) & GÖSCHEL, A. (Mitverf.), 1980: *Großstadtstrukturen und ungleiche Lebensbedingungen in der Bundesrepublik*. Verteilung und Nutzung sozialer Infrastruktur. Frankfurt: Campus Verlag.
- HILLMANN, F., 1996: *Jenseits der Kontinente: Migrationsstrategien von Frauen nach Europa*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft (Schriftenreihe: Stadt, Raum und Gesellschaft: 3).
- HOFFMANN-NOWOTNY, H.-J., 1970: *Migration: ein Beitrag zu einer soziologischen Erklärung*. Stuttgart: Enke.
- JACOBS, J., 1961: *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*. Gütersloh: Bertelsmann.
- KRÄMER-BADONI, T. & KUHM, K. (Hrsg.), 2003: *Die Gesellschaft und ihr Raum*. Raum als Gegenstand der Soziologie. Opladen: Leske+Budrich (Stadt, Raum und Gesellschaft Bd. 21).
- KRUMMACHER, M. & WALTZ, V., 1996: *Einwanderer in der Kommune: Analysen, Aufgaben und Modelle für eine multikulturelle Stadtpolitik*. Essen: Klartext-Verlag.
- KÜRSAT-AHLERS, E., 2003: *Haremsfrauen und Herrschaft im Osmanischen Reich*. In: *Feministische Studien*. Nr. 1, 35-46, Stuttgart: Lucius & Lucius.
- LANDESBEAUFTRAGTE FÜR AUSLÄNDERFRAGEN, 2001: *Was tun? Mädchen in Konfliktsituationen*. Rheinland-Pfalz.
- LAYARD, A.; DAVOUDI, S. & BATTY, S., 2001: *Planning for a Sustainable Future*. London: Spon Press.
- LEE, E.S., 1972: *Eine Theorie der Wanderung*. In: Széll, G. (Hg.): *Regionale Mobilität*. München. 115-129.

- LEGGEWIE, C., 2000: Integration und Segregation. In: BADE, K. J. & MÜNZ, R., 2000: Migrationsreport 2000. Fakten – Analysen – Perspektiven. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- LOOS, P. & SCHÄFFER, B., 2001: Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung. 112 S., Opladen: Leske+Budrich (BOHN-SACK, R.; LÜDERS, C.; REICHERTZ, J. (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung Bd. 5).
- MARCUSE, P., 2003: Migration and Urban Spatial Structure in a Globalizing World. A Comparative Look. polis – Zeitschrift für Stadt und Baukultur 15 (2): 12-15.
- MEHRABIAN, A., 1987: Räume des Alltags: wie die Umwelt unser Verhalten bestimmt. Frankfurt / Main: Campus Verlag.
- MIHCIYAZGAN, U., 1990: Frauenräume - Frauenwelten. Türkische Migrantinnen in der multikulturellen Gesellschaft. pro familia magazin 90 (4): 15-18.
- MÜLLER, C., 2002: Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse. München: ökom verlag.
- MÜLLER-RAEMISCH, H.-R.; SCHIRMER, K.; STEIN, U., WEKEL, J. & WIEBUSCH, M., 2003: Integration von Migration. Herausforderungen an Planung und Städtebau. polis – Zeitschrift für Stadt und Baukultur 15 (2): 20-22.
- NAVE-HERZ, R., 1989: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland. Hannover: Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.).
- OSTNER, I., 1981: Frauen und Öffentlichkeit. Versuche einer Standortbestimmung. Arch+ 81 (60): 21-30.
- PROSS, H., 1982: Was ist heute deutsch? Wertorientierungen in der Bundesrepublik. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- PÜTTNER, G., 2002: Kommunale Aufgaben, Aufgabenwandel und Selbstverwaltungsprinzipien. Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften 41 (I): 52-60.
- RAVENSTEIN, E. G., 1885: The Laws of Migration. Journal of the Statistical Society of London 52 (2): 241-305.
- RAVENSTEIN, E. G., 1889: The Laws of Migration. Journal of the Statistical Society of London 48 (2): 167-235.
- RITTSTIEG, H., 2002: Deutsches Ausländerrecht. München: Beck Verlag, dtv.
- RONZANI, S., 1980: Arbeitskräftewanderung und gesellschaftliche Entwicklung: Erfahrungen in Italien, in der Schweiz und in der Bundesrepublik Deutschland. Koenigstein / Ts.: Hain.
- SASSEN, S., 2001: the global city: New York, London, Tokyo. Princeton University Press.
- SCHRADER, 1989. Zit. in: SCHIRA, T., 1998: Migrantenkinder in Berlin - Grundlagen für eine Zusammenarbeit. Zugriff am 30.10.2004, http://www.rezag.de/Texte/Migranten_mit_Behinderung_Schira.htm
- SCHILLING, G., 2000: Moderation von Gruppen: Der Praxisleitfaden von Gruppen, die gemeinsam arbeiten, lernen, Ideen sammeln, Lösungen finden und entscheiden wollen. Berlin: Gerd Schilling Verlag.
- SELLE, K., 1992: Vom ‚sparsamen Umgang‘ zur ‚Vision offener Räume‘. Werkbericht No. 29 der Arbeitsgruppe Bestandsverbesserung. Hannover, Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur.

- SELLE, K. (Hrsg.), 2000: Vom sparsamen Umgang zur nachhaltigen Entwicklung. Programme, Positionen und Projekte zur Freiraum- und Siedlungsentwicklung. Dortmund: Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur.
- SHUR, E. M., 1974: Abweichendes Verhalten und Soziale Kontrolle. Etikettierung und gesellschaftliche Reaktionen. Frankfurt: Herder&Herder.
- SPITTHÖVER, M., 1982: Freiraumansprüche und Freiraumbedarf: Zum Einfluß von Freiraumversorgung und Schichtzugehörigkeit auf die Anspruchshaltungen an innerstädtischen Freiraum. In: Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung, Bd. 3. minerva publikation münchen.
- SPITTHÖVER, M., 1989: Frauen in städtischen Freiräumen. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.
- SPITTHÖVER, M.; HOMANN, K. & JÄGER, A., 2002a: Freiraumqualität statt Abstandsgrün - Band 1: Zur Geschichte der Freiräume im Mietgeschosswohnungsbau. 266 S., Kassel: Universität Gesamthochschule Kassel (Schriftenreihe des Fachbereiches Stadtplanung / Landschaftsplanung Bd. 25).
- SPITTHÖVER, M.; HOMANN, K. & JÄGER, A., 2002b: Freiraumqualität statt Abstandsgrün - Band 2: Perspektiven und Handlungsspielräume für Freiraumkonzepte mit hohem sozialen Gebrauchswert im Mietgeschosswohnungsbau. 266 S., Kassel: Universität Gesamthochschule Kassel (Schriftenreihe des Fachbereiches Stadtplanung / Landschaftsplanung Bd. 26).
- STANGE, W., 1996: Planen mit Phantasie. Zukunftswerkstatt und Planungszirkel für Kinder und Jugendliche. DIE LANDESREGIERUNG SCHLESWIG-HOLSTEIN HRSG. Deutsches Kinderhilfswerk und Aktion „Schleswig-Holstein – Land für Kinder“.
- STECKERT, U., 2002: Liberalisierung, Wettbewerb und Sinnkrise in der Kommunalwirtschaft. Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften 41 (I): 61-90.
- STOLPE, K.-H., 2003: Artikel zur EU-Osterweiterung. Weser Kurier vom 29. Oktober 2003, Nr. 253: 1.
- THABE, S. (Hrsg.), 1999: Räume der Identität - Identität der Räume. Dortmunder Beiträge zur Raumplanung Bd.98. Dortmund.
- TREIBEL, A., 1990: Migration in der modernen Gesellschaft: soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit. Weinheim: Juventa-Verlag.
- WAGNER, M., 1989: Räumliche Mobilität im Lebenslauf: eine empirische Untersuchung sozialer Bedingungen der Migration. Stuttgart: Enke.
- WAHRIG., G. (Hrsg.), 1974: Deutsches Wörterbuch. S. 591; S. 4054). Gütersloh: Bertelsmann.
- WALTER, N., 2003: Migration in Europa. polis – Zeitschrift für Stadt und Baukultur 15 (2): 16-18.
- WÖBSE, H.H., 2003: Landschaftsästhetik. Über das Wesen, die Bewertung und den Umgang mit landschaftlicher Schönheit. Stuttgart: Ulmer Verlag.

Mündliche und schriftliche Auskünfte:

ABID, N. (Internationale Gärten e.V.): schriftliche Befragung vom 28. September 2004, Göttingen.

FEISE, H. (gEMiDe): schriftliche Befragung vom 10. Oktober 2004, Hannover.

MÜLLER, DR. C. (Stiftung Interkultur): schriftliche Befragung vom 13. August 2004, München.

NASS, SOZ.-PÄD. S. (Flüchtlingsbüro / Kargah e.V.): mündliche Befragung vom 2. August 2004, Hannover.

NEDDERMANN, DIPL.-ING. S. (freie Moderatorin): mündliche Befragung vom 3. September 2004, Hannover.

STORCK-TREUDLER, SOZ.-PÄD. E. (Quartiersmanagerin, Grohner Düne): mündliche Befragung vom 8. Juli 2004, Grohn.

WEBER, SOZ.-PÄD. R. (Haus-der-Zukunft): mündliche Befragung vom 31. August 2004, Lüssum-Bockhorn.

Gesetze:

Gesetz über die Einreise und den Aufenthalt von Ausländern im Bundesgebiet (Ausländergesetz - AusIG) i.d.F. der Bekanntmachung vom 09. Juli 1990 (BGBl. I: 1354), zuletzt geändert durch Gesetz vom 9. Januar 2002 (BGBl. I: 361).



Erklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und nur unter Verwendung der angegebenen Quellen und Hilfsmittel angefertigt habe.

Ich erkläre mich damit einverstanden, dass diese Arbeit in den Institutsbibliotheken der Universitäten Hannover und Kassel ausgelegt wird.

Hannover, den 31. Oktober 2004

Hester M. Eick